# Alfred Rethel.

# Alfred Rethel.

---

## Blätter der Erinnerung

von

**Wolfgang Müller von Königswinter.**

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Während der letzten Jahre begegnete dem Spaziergänger in den Wegen des düsseldorfer Hofgartens mitunter eine in Begleitung eines Wärters dahinschreitende schwankende Gestalt von gedrungener Statur, hangenden ausdruckslosen Zügen und leblosen, stieren Augen, vor welcher sich niemand eines tiefen Mitgefühls erwehren konnte. Auf den ersten Blick gewahrte man, daß der arme Kranke an einer unheilbaren dumpfen Geistesstörung litt. Die Alten hielten solche Kranke für heilig. Auch wir gehen mit stillem ernstem Erbarmen an ihnen vorüber. Wie sehr steigerte sich aber die Theilnahme des Wanderers, wenn er erfuhr, daß in diesem jetzt fast seiner selbst unbewußten Leibe früher ein Geist wohnte, der in frischem künstlerischem Schaffen mit dem edelsten, herrlichsten, weitesten Talente ausgestattet zu dem Gipfel des Ruhms emporstieg und unter den deutschen Malern zu denjenigen gehörte, welche um den höchsten Preis rangen. Seine nähern Freunde haben ihm stets einen allerersten Genius zugesprochen. Daß sein Ruhm zur Zeit seines Schaffens nicht sofort allerwärts anerkannt wurde, lag in seiner Jugend und allerlei andern Umständen. Nachdem in den letzten Jahren

auf der großen deutschen Ausstellung in München manche seiner edelsten Werke zur Anschauung des Vaterlandes gebracht worden sind, hat die öffentliche Meinung ihn den ersten Künstlern der Heimat zugesellt. Wer solche Dinge von dem armen Kranken hörte, der sah ihm gewiß mit einer Thräne im Auge nach, zumal wenn er vernahm, daß der geistige Tod den lebendigen Leib mitten in seiner hellen Ruhmesbahn überfallen hatte. Fragte der Fremde und Unbekannte aber bedauernd nach seinem Namen, so nannte man ihm den mit unseligstem Siechthum Behafteten: Alfred Rethel.

Alfred Rethel wurde am 15. Mai 1816 auf dem Haus Diepenbend bei Aachen geboren. Sein Vater Johann Rethel, ein geborener Strasburger, kam unter dem französischen Consulat als Präfecturrath in die alte Kaiserstadt Karl's des Großen und heirathete dort Johanna Schneider, die Tochter eines eingesessenen Geschäftsmannes. Auf Zureden seines Schwiegervaters legte er später sein Amt nieder und widmete sich der Industrie, indem er auf Diepenbend eine chemische Fabrik gründete. Alfred war das vierte Kind seiner glücklichen Ehe. Wenn die Natur ihn auch nicht mit einer besondern Fülle und Kraft der Gesundheit ausstattete, so verlieh sie ihm dafür einen desto lebendigern Geist. Im Kreise seiner Genossen zeigte sich der Knabe ungewöhnlich aufgeweckt. Bei allen Spielen der erste, hatte er nicht selten Unfälle und Gefahren zu bestehen. So wurde er zuweilen den Aeltern mit triefenden Kleidern in das Haus gebracht, wobei sich denn herausstellte, daß er seiner Keckheit folgend unzeitige Bekanntschaft mit dem Wiesenbach und dem Teiche gemacht hatte. Der kleine

Pechvogel war einmal so unglücklich, bei einem Ritt vom Pferde zu fallen und den Arm zu zerbrechen, der überdies nach einer schlechten Heilung verbogen blieb. Ein anderes mal wurde er von einem Wagen überfahren und am Kopfe verletzt, sodaß er wochenlang krank lag und an einer Taubheit litt, welche ihn einige Jahre nicht verließ. Mög=licherweise hat dieser Unfall sogar auf sein späteres Leiden eingewirkt. So fehlte es denn nicht an mannichfachen Un=päßlichkeiten. Alfred mußte häufig Haus und Zimmer hüten und wurde mehr und mehr ein Gegenstand der zärt=lichsten Sorgfalt seiner Aeltern.

Während er auf diese Weise vielleicht längere Zeit als ihm lieb sein konnte in der Stube zu hocken gezwungen war, entwickelte sich schon in frühester Zeit sein Talent zum Zeichnen. Griffel und Schiefertafel sowie Bleistift und Papier waren seine täglichen Uebungswerkzeuge. An der Seite der treuen Mutter beschäftigte er sich stunden= und tagelang mit Darstellungen von Türkenschlachten und Be=lagerungen, zu denen er in jener Zeit, wo die Befreiung Griechenlands in der ganzen Welt von sich reden machte, durch die politischen Gespräche angeregt wurde. Man kann behaupten, daß er schon mit sechs Jahren vollständige und umfangreiche Compositionen entwarf. Ich gehe nicht weiter auf diese Arbeiten ein, weil sie nicht als Kunstwerke be=trachtet werden können. Proben derselben befinden sich im Nachlasse des Künstlers sowie bei Frau Landgerichtsräthin Iven und hauptsächlich bei Herrn Schillings in Aachen.

Zugleich erhielt er den ersten Unterricht in der Ele=mentarschule zu Burtscheidt bei Aachen, welche damals von Herrn Hackländer, dem Vater des bekannten und beliebten

Erzählers F. W. Hackländer, geleitet wurde und mit dessen Sohn der junge gleichalterige Rethel denn auch eine frühe Knabenfreundschaft anknüpfte, ohne daß diese Bekanntschaft in spätern Jahren zu einer größern Annäherung geführt hätte. Daß der Junge, dessen Geistesäußerungen fast ausschließlich der Kunst zugewendet waren, sich auch in der Schule besonders auszeichnete, ist uns nicht erzählt worden. Im Gegentheil soll er dem Unterricht wenig Geschmack abgewonnen haben. Kunstverständige Freunde des Hauses machten indeß die Aeltern auf die vielversprechende Neigung des Sohnes aufmerksam und wirkten dahin, demselben den Weg zur Malerei zu öffnen. In der That kam es auch zu dem Versuch, daß die Compositionen nach Düsseldorf an den Vorstand der Akademie zur Einsicht und Begutachtung gesandt wurden. Die Antwort lautete überaus günstig. Die Fähigkeiten Alfred's hatten die entschiedenste Anerkennung gefunden. Man bewilligte ihm sofort die Aufnahme in die Kunstschule. Und so ging denn der dreizehnjährige Knabe, indeß sich seine Familie fast gleichzeitig in Wetter an der Ruhr ansiedelte, nach Düsseldorf und trat dort als Schüler in die Akademie. Dies geschah im Jahre 1829.

Ich habe den jungen Künstler schon in der frühesten Zeit seines Aufenthalts, während er entweder in der Elementarklasse oder im Antikensaale seine künstlerische Laufbahn antrat, kennen gelernt. Soviel ich mich erinnere, war unsere erste Begegnung aber keineswegs eine freundschaftliche, im Gegentheil knüpft sie sich an eine Art von Schlacht, wie die Jugend sie mitunter auszufechten liebt. Als Schüler des Gymnasiums besuchte ich damals zur Sommerzeit mitunter den Badeplatz an der sogenannten

Krautmühle, denn unsere Stadt besaß in jenen Tagen noch keine Schwimmanstalt auf dem Rhein. Die Jugend von Düsseldorf trieb dort die ersten Schwimmübungen, denn die Stadtbehörden hatten zur Vermeidung aller Gefahr an dieser Stelle einige Wächter angestellt. So fehlte es denn auch nicht an den jüngsten Zöglingen der Akademie. Unter den angehenden Kunstbeflissenen befand sich aber ein großer Bursche, der noch vor kurzem das Gymnasium mit uns besucht hatte, wo er keineswegs im freundlichsten Andenken geblieben war. Aelter an Jahren und stärker und größer an Leib wie seine Genossen, hatte er vermöge seiner Körperkräfte eine gewisse Despotie über die untern Klassen ausgeübt. Wir trieben aber damals unsere gelehrten Studien noch in dem alten Franciscanerkloster. Als ich die Sexta besuchte, die im Beginn der grauen düstern Gänge lag, befand sich die Quinta ungefähr am Ende derselben unsern einer Thür, welche auf den Spielhof führte. Der besagte Tyrann war Schüler dieser Klasse. In der Zwischenstunde um zehn Uhr, wenn wir dort vorbeigehend frische Luft schöpfen wollten, drohte uns nun an der Quinta stets keine geringe Gefahr, zumal wenn wir kleinern Bursche uns allein befanden, denn der große Quintaner stürzte dann, sobald kein schützender Lehrer in der Nähe war, dem Ungethüm in Schiller's „Kampf mit dem Drachen" vergleichbar, aus seiner Klassenthür und prügelte uns mit seinen starkknochigen Händen nach allen Dimensionen. Diese Scenen waren unvergessen. Da unser Feind auch eine seltsame ungeschlachte Gestalt aufwies, an der sich der jugendliche Witz zu üben liebte, so dauerten die Neckereien, wo der kunstanstrebende Unhold uns auch begegnete, fort.

Und so trafen wir ihn denn auch einstmals auf dem Badeplatz in Begleitung einiger seiner Kameraden von der Akademie. Ob die Künstler oder ob wir Gelehrten Händel suchten, weiß ich nicht mehr; es entstand aber beim Baden ein Schelten herüber und hinüber, auf dem Rückwege verfolgten sich die Feinde mit spitzigen Redensarten, es wurde mit abgefallenen Aepfeln und Stücken Grund geworfen, schließlich aber erhob sich die Leidenschaft so heftig, daß wir uns thatsächlich in die Haare geriethen. Die Schlacht ging an der Südseite der Stadt vor sich und zwar ungefähr an der Stelle, wo die Düssel aus dem Schwanenspiegel in den Spee'schen Weiher schleicht. Damals herrschte an dieser jetzt so saubern Gegend noch ein wahres Chaos. Der Schwanenmarkt bestand aus Sandhaufen und sumpfigen Vertiefungen. Wo sich der Eisenbahnübergang befindet, führte eine ärmliche Brücke mit einem Thor über das Wasser. Auf dieser Brücke kamen die jungen Feinde in ein lebendiges Handgemenge, dessen Ende ein glänzender Sieg unserer Seite war. Freilich hatten wir keine große Ursache zur Ueberhebung, denn wir standen sechs gegen vier, aber bei jenen vieren war der ungeschlachte Künstler, der wenigstens drei von uns aufwog. Wir fühlten hauptsächlich eine große Genugthuung, weil unser riesiger Feind diesmal höchst drastisch auf die Erde gestürzt wurde. Der kleinste und winzigste unserer Gegner, ein hübscher blonder Knabe, war damals Alfred Rethel, dem, soviel ich mich entsinne, in unserm Kampf kein besonderes Leid geschehen ist.

Ueber die Begabung dieses jungen Menschen gingen bald sehr glänzende Gerüchte durch die Stadt. Er wurde offen als das Wunderkind der Akademie ausgerufen. Man

rühmte sein außerordentliches Compositionstalent und war erstaunt über die Fortschritte, die er in der Technik des Zeichnens und Malens machte. Da sich bei mir schon in frühen Jahren ein großes Interesse für Musik und bildende Kunst regte, so fehlte es mir nicht an Gelegenheit, die Bekanntschaft einer Menge von Schülern in diesen Fächern zu machen, die einestheils durch Burgmüller und Mendelssohn-Bartholdy und andererseits durch die Akademie und den Schadow'schen Kreis angezogen wurden. Auch mit Rethel traf ich bald zusammen. Hatten wir uns einst auf der Straße im Kampf begegnet, so begegneten wir uns zu Hause in der besten Freundschaft. Ich führte ihn meiner Familie zu, wo er sofort ein gern gesehener Gast war, und besuchte ihn auch oft in seinem Zimmer. Er wohnte nämlich mit zwei Brüdern, dem Landschaftsmaler Adolf und dem Historienmaler Gustav Lasinsky aus Koblenz, an der Ecke der Andreasstraße bei dem Metzgermeister Stark. Ich erinnere mich, daß er hier auch einmal eine heftige Brustentzündung durchmachte, die seine jungen Bekannten mit großer Besorgniß erfüllte. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch seinen Vater gesehen, der von Wetter herübergekommen war. Derselbe steht mir als ein kleines und bewegliches Männchen mit dichtem, krausem, grauem Haar im Gedächtniß, das mich äußerst artig empfing und mich voller Freude an das Lager des eben genesenden Sohnes führte.

Es ist leider sehr häufig der Fall, daß man junge Talente überschätzt und sich zu große Hoffnungen von ihrer Entwickelung macht. In Beziehung auf Alfred Rethel kann man indeß sagen, daß er allen Erwartungen voraus-

eilte. Schon im Alter von sechzehn Jahren vollendete er ein Bild, das die Kunstkenner in Erstaunen setzte. Dasselbe stellt die Einzelfigur des heiligen Bonifacius dar und kann im wesentlichen nur als eine Studie betrachtet werden. Schadow hatte gewiß ganz recht, daß er seine Schüler die ersten Versuche an möglichst einfachen Gegenständen machen ließ. In diesem Sinne muß das früheste Werk des Künstlers aufgefaßt werden, der hier den Apostel der Deutschen in dem Moment dargestellt hat, wo er die Eiche des Wodan mit dem Beil, das er noch in der Hand hält, umgehauen hat und in den Wurzelstumpf seinen Pilgerstab mit dem Kreuze aufpflanzt.

Ohne Zweifel ist es von Interesse zu erfahren, wie man schon in jener Zeit von dem Talente des Künstlers in der Oeffentlichkeit sprach. In der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" vom 18. October 1832 äußert sich O. F. Gruppe folgendermaßen über diese Arbeit: „An das Kreuz wendet sich der gottbegeisterte Mann, mit erhabenem Aufschwung segnet er es ein für das ganze Land und für alle künftigen Geschlechter. Welch ein Gegenstand! In der That, schon diese bloße Wahl und Auffassung verbürgt uns einen Künstler; er hat einen inhaltschweren Moment herausgerissen, der uns Blicke in weite Perspectiven vor- und rückwärts werfen läßt. Das Heidenthum ist ausgerottet, das Banner des Christenthums steht da, und der folgenreichen That sich bewußt, erhebt sich die große Gestalt des Apostels. Was wir so oft in ähnlichen Darstellungen vermissen, das finden wir hier: freien Muth, heilige Thatkraft, siegreiche Begeisterung. Dies ist nicht jenes gedrückte Christenthum, das den Menschen demüthigt und

niederhält, sondern das ihn vom Scheitel bis zur Sohle durchwärmt, erhebt und zum Helden macht. — Ist nun aber Frische und Stärke des Ganzen unverkennbar, so macht in der Ausführung das Saubere, Sorgfältige, Zarte einen um so wohlthätigern, unzweideutigern Eindruck.“ — In dieser Weise urtheilte Gruppe ganz objectiv. Er wußte nicht, daß er die Arbeit eines sechzehnjährigen Jünglings vor sich hatte.

Die nächsten drei Jahre finden wir Rethel mit einem figurenreichen Bilde beschäftigt, das ihm endlose Arbeit machte, und wobei er erst recht tief empfand, wie schwer die Kunst sei. Der Gegenstand desselben war gleichfalls der Geschichte des heiligen Bonifacius entnommen und stellte denselben als Prediger des Evangeliums unter den blonden Germanen dar. Der Heilige steht auch hier wieder auf einer Erhöhung neben der abgehauenen Eiche, links hinter ihm erblickt man seine Jünger, während im Vordergrund ein germanischer Priester nachdenklich von dannen geht. Rechts aber ist die junge Gemeinde, die aus Greisen, Kriegern, Weibern und Kindern zusammengesetzt ist, sichtbar. Nachdem sowol das erste wie das zweite Bild vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen angekauft und verloost worden war, versuchte der Künstler noch ein drittes Bild aus demselben Cyklus, der ihm überhaupt zu einer Reihe von jugendlichen Compositionen gedient hat. Dasselbe behandelte den heiligen Bonifacius, der aus dem Holze der gefällten Wodanseiche eine Kapelle baut. Der deutsche Apostel steht mitten unter unsern ehrbaren Altvordern und zeichnet mit dem Bischofsstabe den Aufriß des zu errichtenden Kirchleins in den Sand. Seine priesterlichen Begleiter

schauen zu; der früher verehrte Baum liegt am Boden, sein festes Holz zersplittert unter den Schlägen der Axt, während man im Hintergrunde geschäftig die Balken zu dem neuen Gotteshause aufrichten sieht. Dieses Bild wurde im Jahre 1836 vollendet. Die Zeichnung mit der Jahreszahl 1833 befindet sich im Nachlaß des Künstlers. Das erste Oelbild besitzt jetzt Herr Consul Wagener in Berlin, das zweite Herr Jansen in Aachen und das dritte der Domherr Freiherr von Spiegel in Halberstadt.

Es ist gewiß ein seltenes Beispiel, daß ein junger Künstler von diesem Alter schon drei bedeutende historische Bilder vollendet hat, von denen er das erste mit dem sechzehnten, das zweite mit dem neunzehnten, das dritte mit dem zwanzigsten Jahre in die Welt schickt. Neben diesen Gemälden sind aber auch noch eine Menge von Compositionen namhaft zu machen. In Düsseldorf bestanden nämlich in jener Zeit verschiedene Compositionsvereine, in welchen eine so rastlose Strebsamkeit und ein so reger Wetteifer herrschte, wie man sie heutigen Tags in der rheinischen Musenstadt vergeblich sucht. Die jungen Künstler kamen wöchentlich an bestimmten Abenden in kleinen Gruppen zusammen und legten sich ihre künstlerischen Erfindungen vor, indem sie dieselben zu gleicher Zeit kritisirten. Man componirte damals nicht etwa, um einen Entwurf von heute schon morgen auf die Leinwand zu bringen. Im Gefühl, daß die Uebung den Meister mache, versuchte man sich an allerlei Gegenständen und gewann dadurch frühzeitig eine gewisse Meisterschaft über den Stoff. Neben der Besprechung der jugendlichen Arbeiten füllte die Lectüre von guten historischen Werken und classischen Dichtern die

Stunden aus. Das waren gute und nützliche Zusammenkünfte, wie man sie jungen Künstlern nicht genug empfehlen kann, denn sie weckten die Kräfte des Geistes und gewährten zugleich Gelegenheit, sich über sich selbst, über andere und die erhabenen Ziele der Kunst klar zu werden.

Auch in diesen Compositionsvereinen machte Rethel mit seinen Arbeiten das größte Aufsehen. Er legte nicht allein eine außerordentlich reiche Erfindungsgabe an den Tag; was er erfand, das trug das Gepräge eines wunderbar gereiften Geistes. Ich erinnere mich in jenen Tagen eine Menge von Zeichnungen bei ihm gesehen zu haben. Außer den schon in Gemälden behandelten Gegenständen aus dem Leben des heiligen Bonifacius bearbeitete er auch andere Ereignisse aus der Legende des deutschen Apostels. Hierher gehören drei noch in seinem Nachlaß befindliche Darstellungen des Todes des heiligen Bonifacius. Auf der ersten aus dem Jahre 1831 steht der Heilige im Priestergewand neben dem Stumpf der durch ihn gefällten Eiche, welche ihm gleichsam zum Altar dient und auf dem er das heilige Buch aufgeschlagen hat. Auf diesem Buche ruht betheuernd die eine Hand, die andere aber streckt er mit lebhafter Bewegung den wilden Gestalten der andringenden Heiden entgegen, die mit finstern mordlustigen Zügen, Speere und Waffen schwingend, auf den Priester losstürzen, während seine Anhänger, unschlüssig ob sie das Schwert ziehen oder entfliehen sollen, zurückweichen. In seltsamem Gegensatz zu der heftig bewegten Scene gewahrt man ein unschuldiges Kind zu den Füßen des Apostels, das, die Schrecken des nahenden Todes nicht ahnend, der entsetzten Mutter eine eben gepflückte Frühlingsblume darbietet. Während auf

diesem Blatte der drohende Tod geschildert wird, hat auf einem andern schon der Mord seinen Anfang genommen. Wir sehen hier den Heiligen vor einem im Freien errichteten Altar, auf dem der Kelch steht, aus welchem er vielleicht eben das Abendmahl ausgetheilt hat. Im Hintergrunde ziehen die Heiden mit Bogen und Pfeilen heran. Einzelne Mönche sind schon getroffen. Die Christen im Vordergrund greifen nach den Waffen, um ihren Bischof zu vertheidigen. Bonifacius hält sie mit einer Handbewegung von jeder Gewaltthätigkeit ab. Von seinem mächtigen Blicke getroffen halten sie ein. Auf dem Boden stehen heilige Gefäße und ein Kasten mit Büchern. Ein drittes Blatt zeigt den vollendeten Mord. Während im Hintergrunde ein Häuflein trauernder Christen abzieht, drängen sich im Vordergrunde die Mörder an den Leichnam des Heiligen, um sich den Bischofsstab und die geweihten Gefäße anzueignen, aber sie sind bei der Theilung der Beute bereits in Streit gerathen und stehen im Begriff, sich untereinander anzugreifen.

In dieselbe Zeit fallen noch verschiedene Zeichnungen, die sich in Rethel's Nachlaß gefunden haben. Ich nenne zunächst eine kleine Arbeit aus dem Jahre 1831, welche Kreuzfahrer in der Wüste darstellt und verschiedene lebendig bewegte Gestalten aufweist. Vor einem gestürzten Pferde kniet ein Reiter, der den Leib des Thieres öffnet, wahrscheinlich um mit dem Fleisch den Hunger zu stillen. Andere leeren die letzten Reste ihrer Pilgerflasche. Eine dumpfe heiße Stimmung liegt auf Luft und Erdreich. Ferner fällt in das Jahr 1832 eine Darstellung Karl Martell's bei Tours. Sie zeigt uns ein wildes Stürmen und Kämpfen

wuthentbrannter Krieger. Seitwärts bäumt sich ein Pferd aus dem Bilde heraus, dessen Reiter einen theuern Leichnam in Sicherheit zu bringen scheint. Im Vordergrunde läuft dem Beschauer ein Flüchtling entgegen. Hin und wieder brechen Kämpfer zusammen. In der Mitte der Darstellung reitet Karl und schwingt in nerviger Faust den sieghaften Hammer. — Eine andere Zeichnung, welche die Jahreszahl 1834 trägt, behandelt die Schweizer vor der Schlacht bei Sempach. Die kühnen Bauern knien mit entblößtem Haupte und gefaltenen Händen. Bei den ältern gewahrt man tiefe Andacht, während die jüngern schon an die Schwerter greifen und das Schlachtzeichen erwarten, das ein im Vordergrunde befindlicher Mann mit seinem großen Horn geben soll. Unten in der Ebene sieht man das Heer des Feindes. Im Hintergrunde heben sich die mächtigen Formen der Schweizerberge. — In gleicher Weise ist der Tod Arnold's von Winkelried bei Sempach gleichfalls in Düsseldorf entstanden. Der Held dieser Schlacht liegt am Boden, sein Auge bricht, denn die breite Brust ist von mehreren Speeren durchbohrt. Einen Schaft, der das Herz getroffen hat, hält die erschlaffende Hand. Die Schweizer aber stürmen über ihn fort, hier voll Schrecken, dort voll Bewunderung, und alle mit dem heißen Gefühl, den großen Todten zu rächen. — Andere Bilder, welche ohne Datum sind, gehören wol gleichfalls in die düsseldorfer Zeit, nämlich Heinrich der Vogler, der sorglos auf weichem Moos unter einem Eichbaum sitzt, die Armbrust und einen Käfig mit gefangenen Vögeln neben sich, während der Reichskanzler mit seinem Gefolge naht und ihm die Wahl zum Kaiser anzeigt, sowie der Zug der Longobarden

nach Italien, der lieblich idyllisch behandelt ist. Man sieht lauter fröhliche Gestalten, die mit Staunen das reiche Land unter sich begrüßen. Alboin reitet zu Pferde in der Mitte, Rosamunde, die Königin, folgt mit dem Kinde. Ein Knabe greift nach einer fremden Frucht und wird von seiner Mutter fortgezogen.

Von manchen andern Zeichnungen läßt sich die Zeit der Entstehung nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Vermuthlich gehören aber in dieselben Jahre noch eine Anzahl von Arbeiten, deren Inhalt mehr jenem Felde der Geschichte angehört, welche gewissermaßen der volksthümlichen Poesie verfallen und in Liedern und Balladen behandelt ist. Die jungen düsseldorfer Künstler arbeiteten nämlich damals hauptsächlich nach der Dichtung. So mag denn auch wol der Fall Adolf's von Nassau in jenen Tagen entstanden sein. Der unglückliche Kaiser stürzt, den Tod im Antlitz und vergebens das Schwert ziehend, vom Pferde, das gleichsam zusammenbricht, nachdem ihm ein Krieger das Messer in den Bauch gerannt hat. Von allen Seiten dringen Lanzen und Schwerter auf ihn ein. Unter den Feinden befindet sich ein Krieger, der mit einem Hornstoß den Sieg verkündet. Sollte nicht eine andere Zeichnung sich gleichfalls auf Adolf von Nassau beziehen, der, wie die Sage erzählt, von seiner Geliebten Imagina auf dem Schlachtfelde gesucht und gefunden wird? Wir sehen auf diesem Blatte ein Mädchen, das vor einem sterbenden Krieger steht, dessen brechendes Auge sich mit letzter Anstrengung nach ihm wendet, indeß sich seine Hände im Todeskrampfe ballen. Sie starrt thränenlos auf den Sterbenden, ihre Haare flattern aufgelöst um die hohe Stirn.

Neben ihr zieht Gevögel zum Leichenmahl. Wahrscheinlich gehört in diese Tage auch noch Gottfried von Bouillon nach errungenem Siege. Die Grundstimmung in dieser eigenthümlichen Composition ist befriedigte Seligkeit über das Glück, sich in Besitz des Landes zu wissen, in dem einst der Heiland gewandelt ist. Selbst die Gefallenen im Vordergrunde zeigen in den erloschenen Zügen das freudige Gottvertrauen, das sie im Sterben empfanden. Wie innig beugen sich die Lebenden zu den Verwundeten, denen sie Stütze und Hülfe gewähren! Wie freundlich lösen sie den Gefangenen die Fesseln! Wie wohlwollend bringen sie den Verschmachtenden Speise und Trank! Zugleich verkünden laute Trompetenstöße den gewonnenen Sieg; indeß die Krieger das Schwert in die Scheide stoßen. Mitten zwischen den Gruppen kniet Gottfried mit der heiligen Lanze und betet, während Peter von Amiens neben ihm einen Lobgesang zum Himmel erhebt. Hieran schließt sich noch Heinrich IV., der dem Erzbischof Hatto von Mainz in kniender Stellung den Kaisereid leistet, um Krone und Mantel zu empfangen. Drei auf Rudolf von Habsburg bezügliche Darstellungen werden wir später betrachten, wenn auch die eine oder andere schon in Düsseldorf entstanden ist. In gleicher Weise kommen wir noch auf andere Darstellungen zu sprechen, welche der Künstler in Frankfurt als Staffeleibilder behandelte. Es sind Daniel in der Löwengrube, die Auffindung der Leiche Gustav Adolf's nach der Schlacht bei Lützen, welchem er auch noch eine andere unausgeführte Darstellung widmete, auf der wir das herrenlose Roß des Schwedenkönigs durch das Schlachtgetümmel fliegen sehen, sowie der heilige Martin, welcher einem Armen die Hälfte

seines Mantels gibt, und die Gerechtigkeit oder Nemesis, die einen Mörder verfolgt. Außerdem habe ich noch eine Schlachtscene, in welcher wild heranstürmende Krieger ihre Feinde verfolgen, sowie einen Mönch, der reizenden Kindergestalten Heiligenbilder austheilt, aufzuführen. Beide gehören wol mehr dem Volksbilde an. Und dann stammt ferner aus dieser Zeit eine Darstellung der drei Stände: Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, repräsentirt durch einen Priester, der in der Mitte einherschreitet, während er von einem Krieger und Bauern begleitet ist. Alle wandeln Hand in Hand. Ueber ihnen schwebt Gott Vater und ein Engel mit der Schrift: „Liebet euch untereinander!“ während zu ihren Füßen Stadt und Land in gesegneter Fülle gedeihen. Eine im Gedanken ähnliche Composition, die sich in seinen Mappen befindet und einer spätern Zeit anzugehören scheint, behandelt die Poesie und die drei Stände. Die Poesie sitzt hier auf einer Anhöhe, zu ihren Füßen sprudelt ein lebendiger Quell. Der an demselben stehende Ritter scheint Ulrich von Hutten, der Geistliche Martin Luther und die dritte Person ein nicht mit Bestimmtheit anzugebender Landmann zu sein. In ähnlicher Weise hat der Künstler später die Musik mit den drei Ständen dargestellt. Die letztere Zeichnung sah ich bei Otto Rethel in Düsseldorf. Manche andere flüchtige Entwürfe, die sich in seinem Nachlaß befinden, sind von geringerm Werth.

Wenn man im ganzen von solchen ernsten Gegenständen hört, so fragt man sich unwillkürlich, wie gelangte ein junger Mann, der eine so unvollkommene Schulbildung genossen hatte, auf so gewaltige Gebiete? In der That kann uns nur der Umstand, daß bei Rethel ein hohes

Genie vorhanden war, zu einer richtigen Antwort führen. Ist nicht bei Cornelius eine ähnliche Wahrnehmung zu machen? Dieser Künstler hat uns die großen altdeutschen Mythen im Nibelungenlied, die griechischen in seinen Bildern aus dem trojanischen Krieg und die christlichen in seinen Bibelgemälden ohne eine umfangreiche Gelehrsamkeit so mächtig, gewaltig, ergreifend wiedergegeben, erklärt und erläutert, wie es nimmer von einem Philologen geschehen ist. In derselben Weise findet sich schon früh bei dem jungen Rethel die historische Intuition. Sein Geist erweist sich sofort vom Geiste der Geschichte befruchtet. An welche Gegenstände wagt sich nicht schon der Knabe! Es sind Gegenstände, in denen der Geist der Menschheit weht. Welche Aufgabe, in erster Jugend die Einführung des Christenthums in Deutschland zu malen! Welche Kühnheit, diesen wichtigen culturgeschichtlichen Stoff sogar in encyklischen Bildern zu gestalten!

In die Zeit seines düsseldorfer Aufenthalts fallen auch die Zeichnungen zu dem „Rheinischen Sagenkreis“ von Adelheid von Stolterfoth. Es ist zu bedauern, daß dieselben mittelmäßig lithographirt sind, sonst würden diese Illustrationen in unsern Tagen nicht schon so gut wie verschollen sein. Das genannte Heft ist bei Jügel in Frankfurt 1835 erschienen und enthält außer einem Titelblatt, welches den rheinischen Gesang symbolisirt, zwanzig Zeichnungen zu Sagen aus unserm Stromgebiet, nämlich Frauenlob's Tod, Ritter Brömser von Rüdesheim, Kaiser Heinrich IV. in Bingen, den Mäusethurm, die sieben Wächter, die Braut von Rheinstein, des Rheinberger's Grab, den Pfalzgraf Hermann von Stahleck, Burg Gutenfels bei Caub, die

Schwesterfelsen bei Oberwesel, die Lurlei, Sanct-Goar's wunderthätiges Grab, die Brüder, Ritter Konrad Baier von Boppard, die Templer von Lahneck, die heilige Adelheid, Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerstein, Roland, der treue Paladin, Siegfried der Drachentödter und den Bürgermeister Grin von Köln. Soviel ich weiß, fallen in diese Periode auch noch zwei Illustrationen zu den „Rheinsagen" von Alfred Reumont, welche die Lorelei und Karl den Großen und Fastrade behandeln, sowie eine Darstellung des Grafen von Habsburg zu dem bekannten Gedichte in der großen Schiller'schen Ausgabe. In gleicher Weise hat er zu Reinick's „Liedern eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde" eine hübsche Arabeske geliefert. In jener Zeit stand in Düsseldorf die Romantik im höchsten Flor. Man malte sehr viel nach Balladen von Goethe, Uhland, Tieck. Kirchengängerin, Falkenknaben, Goldschmieds-Töchterlein waren an der Tagesordnung. In welcher Weise diese Gegenstände bearbeitet wurden, ist den Zeitgenossen wol erinnerlich. Rethel's Zeichnungen, die sich an die Burgen und Städte des herrlichen Heimatstromes knüpfen, bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu der Manier der Schule. In seinen Rittern, Pilgern, Soldaten, Gesellen, Edelfräulein, Mädchen erblicken wir im Vergleich mit den süßen und durchsichtigen Gestalten, die an der Mode waren, Männer und Frauen, die uns mit historischer Großartigkeit entgegentreten. Der Künstler hat nie geschwebelt und genebelt, er konnte sich nicht in Düfte und Lüfte verlieren, er hatte stets ideale Gegenstände, aber er suchte überall concret und real darzustellen. Die düsseldorfer Schule befand sich schon damals

auf dem Wege zum Kleinleben, den sie ſpäter mit ſo großem Glücke verfolgt hat. So gehörte denn unſer junger Freund ſchon von vornherein nicht auf dieſen Grund und Boden.

Gewahrt man nun auch ſchon bei dem Jüngling eine überaus ernſte Auffaſſung der Kunſt, ſo war er deshalb doch keineswegs jenem heitern Leben abgeneigt, das ſich in der jungen Künſtlerwelt offenbarte und dem Daſein die farbigſten Seiten abzugewinnen trachtete. Im Gegentheil, er gehörte ſtets zu den fröhlichſten und lauteſten Geſellen, ſei es, daß er ſich an der Unterhaltung betheiligte, daß er in den Chören mitſang, daß er ein Volkslied zur Guitarre erklingen ließ oder ſich in höchſt lebendigen Erzählungen erging, in denen er ein Meiſter war, da ihm die plaſtiſche Darſtellung mit dem Worte faſt nicht minder zu Gebote ſtand wie mit dem Stifte. Wir haben damals manche frohe Fahrt nach dem Grafenberg oder nach dem Geſtein gemacht, oder auch in dieſem oder jenem Hauſe, auf der einen oder andern Künſtlerkneipe luſtige Abende und Nächte verbracht. Ganz in derſelben Weiſe ſoll der junge Künſtler aufgetreten ſein, wenn er während der Ferien ſeine Aeltern in Wetter beſuchte, das im ſchönſten Theile von Weſtfalen an der höchſt romantiſchen und maleriſchen Ruhr in der Nähe der uralten Feſte Hohenſyburg liegt, an welcher der Sage nach Karl der Große den kühnen Sachſenherzog Wittekind beſiegte. Während er dort am Tage mit ſeinem Skizzenbuch die Gegend durchſtreifte und durch vielfache Studien ſein Talent für die Landſchaft ausbildete, welche er wie wenige Hiſtorienmaler in ſeinen Bildern zu behandeln wußte, erheiterte er abends alt und

jung durch Gesang und Spiel und allerliebste phantastische Geschichten, die ihm die Zuneigung aller Anwesenden verschafften.

Im Jahre 1833 machte er seine erste Rheinreise und lernte also den heiligen Strom der Deutschen kennen, an dem auch die Quellen seines ganzen künstlerischen Daseins liegen. Da er diese Fahrt in einem umständlichen Briefe an seine Aeltern beschrieben hat, so lasse ich seinen Bericht folgen, um damit den Beweis zu liefern, wie lebhaft der damals siebzehnjährige Jüngling empfand und wie meisterhaft er im Verhältniß zu seinem Alter zu schildern wußte:

**Düsseldorf**, 21. October 1833.

Liebe Aeltern!

Vergangenen Donnerstag abends kam ich wohl und gesund von meiner Reise hier an, nachdem ich vier Wochen, acht Tage länger als ich wollte, ausgeblieben bin. Also die Herrlichkeit wäre wieder einmal zu Ende! Ach, welch einen genußreichen Herbst habe ich gehabt! Laßt mich versuchen, ob ich eine Beschreibung geben kann. Ich reiste mit dem Lasinsky, der sich auch schnell zu einer Reise entschlossen hatte, und noch einem dritten Maler nachts um ein Uhr mit dem Eilwagen von hier nach Köln ab, wo wir den Morgen um sechs Uhr anlangten und uns gleich aufs Dampfschiff begaben. Den Abend um sieben Uhr waren wir in Koblenz; es war ein herrlicher Anblick, Koblenz mit seinen großartigen Festungen im Abendsonnenschein zu erblicken, besonders der Ehrenbreitstein machte sich schön; er war, weil er am höchsten liegt, ganz roth von der

untergehenden Sonne beleuchtet, und Koblenz und die andern Festungen lagen schon im Dunkel der Nacht, welche durch einzelne lichtblaue Nebelstreifen, die im Rhein- und Moselthal aufgestiegen, unterbrochen war. Nur die höhern Rheingebirge wurden ebenfalls von der Sonne beschienen, dazu noch das eintönige dumpfe Schlagen der Maschine im Schiff; alles dieses stimmte einen ganz feierlich. Wir landeten bald, und noch schneller waren Lasinsky und ich in seines Vaters Wohnung, wo ich mit der alten Herzlichkeit empfangen wurde. Ich verweilte noch einige Tage dort und setzte dann, begleitet von zwei Bekannten aus Düsseldorf, die den Tag vorher auch in Koblenz angekommen waren, meine Reise zu Fuß weiter. Lasinsky blieb noch bei seinen Aeltern. Unterwegs trafen wir mit drei Studenten aus Aachen zusammen und wo ich in dem einen den jungen Herrn Vossen erkannte, welches mir äußerst angenehm war. Beide Bekannten aus Düsseldorf waren musikalisch, der Zufall wollte, daß zwei von den Studenten ebenfalls Sänger waren, und das Quartett war zusammen. Nun wurde am Lurleifels das herrliche Lied gesungen: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön u. s. w.“*), und die letzte Zeile wurde vom Echo jedesmal wiederholt. Es machte sich prächtig hier an diesem Ort, wo die Natur in jeder Hinsicht großartig ist, dazu der schöne Abend. Das Rheinthal ist hier sehr eng, die Felsenwände fast senkrecht und der Rhein fließt sehr langsam und still, doch wird die ruhige Oberfläche dann und wann durch Wirbel und Aufsprudeln des Wassers unterbrochen, als wenn es am

---

*) Von Robert Reinick.

Kochen wäre, aber blos auf Augenblicke, dann ist es wieder ruhig. Alles dieses zeigt, daß der Rhein hier sehr tief ist; ebenso herrscht auch im übrigen Thal eine außerordentliche Ruhe und Stille, den Wind hört man nur im höhern Gebirge rauschen, und unten wird sie zuweilen durch den eintönigen Gesang eines Salmenfängers in seinem Nachen, die sich hier wegen der größern Stille des Wassers angesiedelt haben, unterbrochen. Bei uns wurde es auch allmählich stiller, je länger wir verweilten. Jeder mochte wol seine besondern Gedanken haben. Ich dachte an Euch, Ihr Lieben, die Ihr in dem traurigen Wetter sitzt; wie gern wünschte ich Euch an meine Stelle, doch — an jedem Ort der Erde hat man seine Leiden und — seine Freuden. So auch hier; wir waren bald in Bacharach und sahen die traurige Verwüstung einer Feuersbrunst, welche vor mehreren Monaten sechzehn Häuser zerstört hatte. Die armen Leute, sie waren gewiß nicht zu beneiden. — Den andern Morgen zogen wir früh weiter und langten, nachdem wir der prinzlichen Burg Rheinstein einen Besuch gemacht hatten, gegen Mittag in Bingen an. Wir waren im Hessischen; die drei Studenten und der eine meiner Bekannten verließen uns hier. Der Musikus und ich setzten unsere Reise durchs Rheingau weiter. Es war ein nebeliger und trüber Tag, sodaß wir wenig von der schönen Gegend sahen. Nach einem dreistündigen Marsch war Niederingelheim erreicht und wir standen vor der einzigen Säule, welche vom Palast Karl's des Großen übrig geblieben ist. Hier kann man auch wie Uhland*) sagen:

---

*) Irrthümlich. Die Verse sind von Fr. Kugler.

Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Mein Freund hatte in Oberingelheim einen Onkel wohnen, den er besuchen ging, und er lud mich ein mitzugehen. Ich hatte keine rechte Lust und dachte auch den Leuten beschwerlich zu fallen, welches mir aber von ihm ausgeredet ward. Ich ging mit und wurde dort mit echter deutscher Gastfreundlichkeit und Herzlichkeit empfangen; bald war ich einheimisch. Nachdem die ersten Bewillkommnungsacte vorbei waren, wurde uns denn mit Triumph kund gethan, daß morgen Kirchweih im Ort sei. Ich hatte gleich beim Eintritt ins Haus so etwas gemerkt, denn wir wurden mit mehligen Händen empfangen und ich hätte mich beinahe auf einen Apfelkuchen niedergelassen. Na, bald saßen wir am Abendtisch und ich als Fremder kam zwischen die beiden Hausleute, wo ich sie näher kennen lernte. Er, ein kleines dickes Männchen, voller Feuer und Leben, wo ihm denn seine Dicke und eine etwas stotternde Stimme sehr hinderlich ist, aber die Ehrlichkeit und Güte selbst. Er ist Doctor und heißt Gieswein, welcher Name sich sehr gut zu seinem herrlichen Weinkeller verhält; seine Frau, etwas größer wie er, vereinigt alle Tugenden, die, soviel ich weiß, eine gute Hausfrau haben muß. Eine ganz herrliche Frau! Sie haben einen einzigen Sohn, der im ganzen Sinne des Worts ihr Alles ist; er ist in meinem Alter, ein sehr hübscher und gebildeter junger Mensch, und denselben Abend tranken wir noch nach altdeutscher Sitte Brüderschaft. Nachher war noch die Schwester meines Freundes da, ebenfalls ein zwar nicht hübsches aber liebenswürdiges Mädchen. Wir gingen früh zu Bette, um uns

Kräfte zu dem morgenden Spectakel zu holen. Den andern Morgen wurden wir durch Wagengeroll unter uns aufgeweckt. Ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus und bemerkte, daß die eine Hälfte des Hauses aus dem Thor der Stadt Ingelheim bestand, wo aus Mainz und der Umgegend ein Blamaschwagen den andern hineindrängte, und aus allen Löchern lugten tanzlustige Gesichter heraus. Wir kleideten uns schnell an und eilten hinunter, wo schon das ganze Zimmer voller Gäste war. Nun ging es an ein Bekanntschaftmachen und in Zeit von einer Stunde war mir als kennte ich sie schon jahrelang. Unter andern machte ich zwei interessante Bekanntschaften, nämlich zwei junge hübsche Frauenzimmer, die eine aus Neustadt an der Hardt war eine der achtunddreißig Damen, die dort wegen politischer Sachen vor Gericht gestanden hatten; die andere war die Schwester des jungen Metternich, der die deutsche Fahne in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge auf dem Niederwald bei Bingen aufpflanzte. Nun hättet Ihr einmal diese beiden Mädchen mit einer Umsicht und Kraft über den jetzigen Zustand Deutschlands sprechen hören sollen; die erstere erzählte mir ganz ausführlich den traurigen Vorfall in Neustadt. — Den ganzen Morgen kamen Fremde, sodaß gegen Mittag nicht mehr wie achtundzwanzig da waren. Nun wurden Anstalten zum Essen gemacht und jeder Herr bekam eine Dame neben sich. Bevor wir uns aber niedersetzten, rief der Herr Doctor sämmtliche Herren zusammen; wir mußten uns alle in eine Reihe stellen, und er voraus mit einem Besen in der Hand, ging es nach seinem Weinkeller, wo jeder eine Flasche rothen und weißen Ingelheimer bekam, die er nachher seiner Dame präsentirte und

sie wählen ließ. Nun ging es zum Essen, ich hatte meine Neustädterin neben mir sitzen. Wir unterhielten uns sehr liberal, wie denn auch die Gesinnung in dieser Hinsicht eines jeden am Tische war und sich auch alsbald kund that, indem Toaste auf Wirth, Siebenpfeiffer und Hochdörfer ausgebracht wurden, und alles stimmte mit einem freudigen Hurrah ein. Das Essen dauerte bis sechs Uhr abends; nun ging es Arm in Arm nach dem Markte und im Dorf herum, und als wir uns auf diese Art etwas erholt hatten, ging es nach dem Ball, wo man bis zwölf Uhr blieb und sehr lustig war. Ich ward unter anderm in einem Kreis von schönen Damen von einem Professor des mainzer Gymnasiums versteigert, und eine der schönsten gewann mich zu 24 Kreuzer; ungefähr 7 Groschen; ich war also ihr Eigenthum und stand zu jedem ihrer Dienste bereit. Ich tanzte mehrmals mit ihr und hatte später das Vergnügen, sie nach Hause zu begleiten. So war also dieser Tag der Freude herum. Ich wollte den andern Morgen schon wieder weiter ziehen, allein daran war nicht zu denken, und so blieb ich denn noch vier Tage, und jeder derselben stand dem erstern nichts nach, besonders der letzte. Es wurde nämlich eine Partie nach dem Johannisberg gemacht, die ungefähr aus fünfundvierzig Personen bestand. Johannisberg liegt schräg jenseit des Rheins, Ingelheim gegenüber, und ist nassauisch. Am Rhein angekommen, wurde ein Kassenführer ernannt und jeder der Herren mußte etwa 20 Groschen geben, die Damen wurden natürlich freigehalten. So schifften wir uns in einem großen Nachen ein und waren bald auf der andern Seite, in einer halben Stunde auf dem Johannisberg. Nun

ließen wir uns das Schloß zeigen, welches in jeder Hinsicht ein Prachtgebäude ist. Nachdem wir das Innere betrachtet hatten, wurden wir auf einen Altan geführt und hier wurde dem Ganzen die Krone aufgesetzt. Nein, eine solche Aussicht habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Gerade vor uns ragte über den hier nicht sehr hohen, aber äußerst reizenden Rheingebirgen etwa zehn Stunden entfernt der mächtige Donnersberg hervor, wo schon hier und da Schnee zu sehen war; etwas mehr rechts das lieblich schöne Nahthal, wo wir ganz deutlich die Ebernburg von Franz von Sickingen und gerade gegenüber den Rheingrafenstein und Rothenfels sahen; letzterer ein Felsen, der gleich einem Kegel aus dem blauen Duft hervorguckte und 500 Fuß hoch ist; noch etwas mehr rechts die schöne Rheinschlucht bei Bingen, wo die Berge enger und außerordentlich hoch wurden. Unten im Dunkel des Rheinthals ragte der Mäusethurm und am Ufer die Thürme Bingens hervor. Ueber allem diesem sah man die lange Fläche des Hunsrücken. Ganz rechts war der Niederwald und am Fuß desselben Rüdesheim mit seiner Brömserburg. Vor uns das herrliche Rheingau und der Rhein, der hier mehr einem See gleicht und von vielen schönen Inseln unterbrochen wird. An beiden Seiten reihte sich ein Dorf an das andere, diese wieder von den schönsten Obstgärten und Weinbergen umgeben. Weiter links sah man über einem Berg den mainzer Dom und einige andere Kirchen dieser Stadt. Hinter diesem dehnt sich die Wetterau (?) aus und wird ganz in der Ferne von der Bergstraße, den Neckargebirgen und den Vogesen begrenzt. Ganz links sieht man den großartigen Taunus und am Fuße desselben

zeigte sich Wiesbaden, Ellfeld, Hochheim u. s. w. Nun alles dieses in einer schönen Nachmittagsbeleuchtung! — Als ich so im Anschauen versunken war, klopfte mir jemand auf die Schulter, es war der Aufseher des Schlosses, welcher bemerkte, ob ich denn bis Matthäi am letzten hier bleiben wollte, die übrige Gesellschaft wäre schon längst weg. Das war eine unangenehme Störung und der Kerl sah so verstohlen nach meiner Tasche, als wenn die schöne Gottesnatur für Geld zu sehen wäre. Bald hatte ich die Gesellschaft wieder erreicht, welche jetzt ins Dorf Johannisberg einzog, wo wir uns bald in einem schönen Saale sahen. Nachdem tüchtig gegessen und getrunken worden und letzteres eine außerordentliche Heiterkeit verbreitet hatte, wurden sämmtliche Tische und Stühle weggeräumt, mehrere Musikanten erschienen und nun wurde getanzt und gesungen nach Herzenslust. So dauerte die Geschichte bis zehn Uhr, und man fand jetzt für rathsam, den Rückweg anzutreten, indem der feurige Johannisberger etwas exaltirt in seiner Wirkung wurde und unser Rückweg über Berg, Thal und Wasser ging. — Es ordnete sich alles zum Rückmarsch; die Damen in der Mitte, die Musik voraus. So zogen wir ab. — Wovon das Herz voll ist, davon quillt der Mund über; so auch hier. Nicht lange dauerte es, so riefen mehrere Stimmen den Musikanten zu, sie möchten die Marseillaise spielen, und da dieser Wunsch allgemein ward, so stimmten sie bald an. Wie ein elektrischer Schlag wirkte das, und indem wir durch mehrere Dörfer zogen, war bald unsere Gesellschaft zu ungefähr zweihundertfünfzig Menschen angeschwollen. Am Rhein angekommen, wurde das Lied „Fürsten zum Land hinaus, dann kommt der Völker-

schmaus" u. s. w. angestimmt, und beim letzten Vers: „Jetzt ist im Lande Raum, nun pflanzt den Freiheitsbaum", stimmte der ganze Chor, Frauen und Männer, Bürger und Bauern, Studenten und Maler, ein, und Ihr könnt leicht denken, wie der von 250 Stimmen begeistert gesungene Vers von Posaunen begleitet in der Stille der Nacht geklungen hat. — Nun setzten wir über und waren bald wieder an Ort und Stelle. — Den andern Morgen schnürten wir beide unsere Bündel, und nachdem ich mit derselben Herzlichkeit verabschiedet wurde als ich empfangen worden, zogen wir nach Mainz zu, wo wir nach einem dreistündigen Marsch ankamen. Wir kehrten dort bei einem Professor des Gymnasiums ein, den wir den ersten Tag in Ingelheim kennen gelernt und versprochen hatten, sobald wir nach Mainz kämen, bei ihm zu logiren. Er hatte noch einen Bruder und eine Schwester, alle drei noch junge Leute, besonders letztere eine ausgezeichnete Schönheit und außerordentlich lustig. Nach dem Essen wurden wir von ihm in der Stadt herumgeführt, wo ich diese denn auch kennen lernte, ebenso nach einem benachbarten Lustorte, wo wir den Kaffee tranken und die schöne Welt von Mainz besahen; aber noch mehr als dieses interessirte mich der Anblick einer römischen Wasserleitung, die sich hier eine Stunde ungefähr ins Land hineinzieht. Das Ganze war gleich einer Brücke, wovon aber noch wenig zu sehen ist; sämmtliche Pfeiler stehen zwar noch, aber von den Bogen sind zwei oder drei nur noch geblieben; auch mehrere römische Grabmäler wurden uns gezeigt. — Nachdem wir ungefähr bis halb fünf Uhr dort verweilten, eilten wir wieder zur Stadt und nach sechs Uhr saßen wir alle fünf im Theater.

Dieses ist ganz neu, war vor acht Tagen fertig geworden und erst viermal darin gespielt. Es ist ganz im Stil des aachener Theaters und ebenso groß. Diesen Abend wurde die Oper „Titus“ aufgeführt; sie war herrlich besetzt. Es war ein genußreicher Abend. — Den andern Morgen nahmen wir Abschied und setzten uns aufs Marktschiff, welches uns nach Frankfurt brachte. Das war wieder ein angenehmer Tag. Zu beiden Seiten des Mains die schönsten Gegenden; besonders links sahen wir fortwährend den Taunus, und nachher im Schiffe eine interessante Gesellschaft. Es wurde gesungen und gespielt und nichts wie Freiheitslieder. Der dies alles angab, war ein hessischer Offizier. Gegen vier Uhr langten wir in Frankfurt an. Ach, welch eine schöne Stadt, und dieser Reichthum, der dort ist, die prachtvollsten Straßen, wo sich ein Palast an den andern reiht, die schönsten Kirchen, der Dom, was ist das für ein schönes gothisches Gebäude! Nachher dieses Treiben und Leben; es waren gerade die letzten Tage der Messe, und ein ungeheueres Gedränge war in den Straßen. Am Main entlang standen allein an die hundert Buden; aber was für Buden! Die meisten hatten Schornsteine und einen Stock, wo der Krämer mit seiner Familie darin lebt und wohnt. Und zu allem diesem freudigen Treiben und Weben der Menschen und der Schönheit der Stadt bildeten die düstern hohen Stadtgefängnisse, welche von den unglücklichen Studenten bevölkert sind, denen durch hölzerne Kasten vor den Fenstern selbst das Licht der Sonne und des Mondes geraubt ist, einen traurigen Contrast. Nachdem ich ausgestiegen war und meinen Paß bei einer österreichischen Hauptwache vorgezeigt hatte, drängten wir

uns durch die Volksmenge und waren bald in der Sackbechergasse, wo ich mein Quartier bei einem Maler zu nehmen gedachte, den ich diesen Sommer hier in Düsseldorf kennen gelernt und der mir sehr gefallen hatte; er war aber nicht zu Hause, indem er schon seit einer Woche nach seiner Heimat gereist war. Das war mir unangenehm; ich hatte ihm auch noch so fest versprechen müssen bei ihm zu kneipen. Wir frugen also seine Hausfrau, ob sie uns nicht ein gutes Wirthshaus angeben könnte, und sie war gleich bereit, wenn es uns recht sei, sein leeres Zimmer einzuräumen, was wir mit Freuden annahmen, und bald saßen wir in einer mit Tabacksrauch angefüllten Stube an einem Tisch, wo ein hoher Krug alter Aepfelwein mit Citrone und Zucker prangte. Nachdem wir uns, soviel es unser kleines Gepäck zuließ, sonntäglich angekleidet hatten, suchten wir unsern Kunsthändler Vogel auf, welchen wir in seiner Werkstätte antrafen und der uns mit Herzlichkeit empfing. Denselben Abend führte er uns nach einem Lusthause vor der Stadt, wo wir denn auch zugleich einen Theil der schönen Anlagen um Frankfurt kennen lernten. Er regalirte uns dort mit einem herrlichen Abendessen und ein Paar Flaschen Niersteiner. Als wir so dasaßen und schwatzten, tranken und aßen, bemerkte ich, daß der Hauptsaal sich allmählich mit Menschen anfüllte; ich machte den Herrn Vogel darauf aufmerksam und diesem fiel auf einmal ein, daß der frankfurter Singverein diesen Abend hier seine Zusammenkunft hatte; er stand augenblicklich auf und ging zum Musikdirector, den er fragte, ob wir dieser musikalischen Uebung beiwohnen dürften, welches dieser gern erlaubte. Das war besonders meinem Freunde angenehm.

Wir hörten da nichts wie Freiheitslieder, und wie wurden diese gesungen, besonders das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Um zehn Uhr waren wir zu Hause und legten uns zu Bette. Den andern Morgen wurden wir von einem Maler, den wir bei Herrn Vogel kennen lernten, in der dortigen Akademie herumgeführt. Ach, was für schöne Sachen sah ich da! Besonders die Galerie, die erste schöne, die ich in meinem Leben gesehen habe. Im ersten Saal, welcher die altdeutschen Bilder enthielt, sah ich mehrere Albrecht Dürer, Lukas Cranach, Holbein, Lukas Leiden, Riedinger u. s. w.; im niederländischen Saal ein paar Rubens, Rembrandt, van Dyck, Teniers u. s. w.; im italienischen einen Rafael, mehrere Tizian, Poussin und einige schöne Bilder unbekannter Meister; nachher von den neuern Künstlern einen Carton vom dortigen Director Veit, einen herrlichen von Hermann, der vor kurzem in München wahnsinnig geworden ist, sowie von Schnorr mehrere schöne Cartons und noch viele schöne andere Sachen. Nachdem wir uns dort recht umgesehen hatten, wurden wir in ein Privathaus geführt, wo ich mehrere prachtvolle Sachen sah, als erstens einen wunderschönen Carton von Overbeck, den „Verkauf Joseph's“. Ich muß sagen, ich habe nie etwas Schöneres gesehen; da konnte man wirklich daran studiren. Zweitens einen prachtvollen Carton von Cornelius, welcher mir aber doch nicht so gut gefiel wie ersterer. Er stellte die „Traumdeutung Joseph's vor dem Pharaon“ dar. Drittens, ebenfalls von Overbeck, die „Auferweckung Lazarus'“, ein kleines Bildchen, aber mit einer außerordentlichen Innigkeit und Liebe gemalt. — Nachher waren noch mehrere Handzeichnungen vom

berühmten Fohr, der zu Rom in der Tiber ertrank. Unterdessen war es Mittag geworden, und wir beide gingen in eine Garküche essen, wo es außerordentlich billig und gut ist. Nach dem Essen wurden wir vom selben Maler, der noch mehrere Freunde mitgebracht hatte, abgeholt und nun ging es nach dem Kirchhof, wo ich in einer Gruft ein herrliches Basrelief von Thorwaldsen und das Grabmal eines auf seiner Durchreise hier in Frankfurt gestorbenen Polen sah. Letzteres wurde vom Liberalen Verein hierselbst errichtet, ist im rein gothischen Stil und unstreitig das schönste Grabmal auf dem Kirchhof; über seinem Namen befindet sich in weißem Mamor der polnische Adler und darunter steht: „Wird auferstehen!“ So etwas sollte einmal hier geschehen.

Den Abend wurden wir von Herrn Vogel im Liberalen Casino eingeführt, welches ganz öffentlich ist. Als ich eintrat, bemerkte ich in dem Vorzimmer an der Wirthin und ihren Mägden, daß sie alle schwarzrothgolden gestreifte Schürzen trugen und die Kellner schwarzrothgoldene Schärpen. Einer von den letztern führte uns in einen großen Saal, wo ungefähr an zweihundert Menschen versammelt waren. Sämmtliche Tische waren zusammengerückt und bildeten einen Tisch, der die ganze Länge des Saals einnahm, und an diesem saß der Demagog Funk aus Frankfurt, ein junger sehr interessanter Mensch mit langem schwarzem Haar und Bart, derselbe, der dem Wirth als frankfurter Deputirter auf dem hambacher Feste das deutsche Schwert überreichte. Auf jeder Seite reihten sich fünfzig frankfurter Bürger, meistens Leute mit weißen Haaren, bis zur Hälfte des Tisches; dann saß auf einer Seite der Demagog

Sauerwein und ihm gegenüber der Freieisen; nun folgten wieder etwa fünfzig bis sechzig Frankfurter und unten am Tisch saß der feurige Herolt. Das war eine schöne Gesellschaft, wo jeder mit dem andern in seinen politischen Ansichten aufs kleinste übereinstimmte. Die benannten vier hatten ihre Schriften vor sich liegen, und nun wurde deliberirt. Ich verstand als Maler zwar sehr wenig, indem das Gespräch sehr gelehrt war und über das höhere Staatswesen handelte. Unter den Anwesenden waren die ersten Kaufleute, mehrere nassauische und österreichische Offiziere und Juden. Es war ein schöner Abend, den ich dort verbrachte. — So lebte ich noch einige Tage recht vergnügt dort, sah jeden Tag was Schönes, und so hatte ich besonders am Tage vor meiner Abreise ein trauriges aber schönes Schauspiel. Ich hörte nämlich den Tag, wo ich ankam, daß einer von den armen Studenten in einigen Tagen vor Gericht geführt werden sollte; nun wollte ich den Unglücklichen auch sehen und ging, begleitet von meinen neuen Bekannten, deren eine nicht kleine Zahl war, am bestimmten Tage nach der Hauptwache, wo oben ein Theil der gefangenen Studenten sitzt. Ich glaubte einige Menschen anzutreffen, fand aber die ganze Straße voller Menschen und besonders um die Hauptwache war es gedrängt voll und an der einen Seite war ein ganzes Bataillon Oesterreicher aufgepflanzt, ein Beweis, daß sie die Sinnungsart der Frankfurter kennen. — Nicht lange dauerte es, so theilte sich das Gedränge an der Hauptwache und er erschien. Voraus gingen zehn Mann frankfurter Stadtsoldaten, dann kam er und hinter ihm zwanzig Mann, alle hatten scharf geladen. — Er war ein wahres Bild

des Elends und des Jammers, todtenbleich mit blauen Lippen, ohne Mütze, das Haar unordentlich vom Haupte herabhangend, und weil die Gefangenen keine Messer haben dürfen, stand ihm der Bart. Dabei hatte er einen alten Schnürrock und eine noch ältere Hose an; um aber das Ganze zu vollenden, waren ihm die Hände mit feinen Ketten auf den Rücken gebunden. So wankte er daher, schien aber doch sehr gefaßt zu sein. Wie er nun so durch die Menschenmasse fortschritt, riß alles Volk die Mützen und Hüte vor ihm ab und manche Thräne sah ich fließen; selbst die vornehmsten Damen verneigten sich vor ihm. Das schien ihm zu gefallen, denn es flog eine leichte Röthe über sein Gesicht, indem er sich zum Gegengruß verneigte, und fester und kräftiger schritt er weiter. Ach, der Unglückliche! er wird wahrscheinlich mit drei andern erschossen werden. Er war von Adel und aus einer der ersten Familien von Würzburg.

Den andern Morgen, nachdem ich bei meinen sämmtlichen neuen Bekannten und Herrn Vogel Abschied genommen und meine Zeche bezahlt hatte, die für fünf Tage aus 41 Kreuzern bestand, nahm ich von dem lieben Frankfurt Abschied und schiffte mit einem andern Maler, der den Rhein von Mainz bis Köln aufnehmen wollte und ein sehr lustiges Haus war, von dort ab. Unterwegs begegnete uns das heraufkommende Marktschiff und auf diesem erblickte ich den Lasinsky. Nun könnt Ihr Euch unsern Aerger denken! Der fährt gerade hin, wie ich zurückfuhr. Wir schrien uns noch mehreres zu, aber bald war das Schiff mitsammt dem Lasinsky aus meinen Augen verschwunden. Nachmittags kamen wir früh in Mainz an

und setzten unsern Weg denselben Tag zu Fuß fort. — Gott sei Dank, es geht auf dem Heimweg und noch besser, derselbe führt durch dieselben Gegenden, Städte und Dörfer, die ich auf meiner Hinreise besuchte. Dieses hat zur Folge, daß mit dieser sechzehnten Seite meine Reisebeschreibung zu Ende ist. In Drechlingshausen unterhalb Bingen hielt ich mich noch einige Tage auf, und damit der Uebergang von all den Freuden und Herrlichkeiten zu dem ernstern Treiben, den kleinen Sorgen, Plagen und Qualen beim Arbeiten nicht zu groß sei, wurde ich dort krank, indem ich mich beim Zeichnen eines Felsens erkältete, und wurde erst in Koblenz bei Lasinskys und zwar durch die kalte Wassercur gesund. Unterdessen war Gustav auch angekommen und wir reisten nun mittags von Koblenz mit dem Dampfschiff ab und waren abends in Düsseldorf. — Hier war großes Spectakel wegen des Kronprinzen und besonders auf der Akademie. Er erschien auch nach ein paar Tagen und nachdem die Hauptfestlichkeiten vorbei waren, geruhte er gnädigst der Akademie einen Besuch zu machen. Sämmtliche Schüler, die entweder ein Bild fertig oder eins in der Arbeit hatten, mußten im Frack auf ihren Zimmern erscheinen, und da war ich denn auch darunter. Ich war mit vier andern auf einem Zimmer, und bald erschien er mit einem großen Gefolge, worunter sich sechs Generale befanden. — Als er mein Bild sah, erkundigte er sich beim Director, wer das gemacht hätte und wo der Künstler sei. Der Director winkte mir und ich riß meinem Nebenmann den Hut weg, indem ich keinen hatte, und stand bald vor Sr. königlichen Hoheit, die mehreres mich huldreichst frug, und der ich sehr kurze Antworten gab,

aber bei jeder derselben nicht unterließ „Ew. königliche Hoheit“ zu sagen. Nachher unterhielt ich mich noch lange mit den Generalen von Borstell und von Müffling, welch letzterm ich versprechen mußte, wenn mein Bild fertig sei, solches auf die münstersche Ausstellung zu schicken. Amen.

Meine Chronik ist zu Ende und ich hoffe Ihr werdet zufrieden sein. Lebet alle recht wohl!

Ist das nicht ein kapitaler Brief? Abgesehen von allen Mängeln im Stil und Ausdruck, rollt lauter unmittelbares Leben an unsern Augen vorüber. Selbst die Bewunderung des damaligen unreifen Deutschthums entfaltet sich in der liebenswürdigsten Weise. Daß der junge Künstler zugleich außerordentlich treu geschildert hat, dafür kann ich selbst bürgen, denn ich befand mich unter den beiden Freunden, die mit ihm die Fußreise von Koblenz nach Bingen machten. Auch ich sah damals das enge romantische Rheinthal zum ersten mal, dem ich nachher so manches Lied gewidmet habe. Auf Rethel's schon erwähnte Compositionen der Rheinsagen hat diese Fahrt gleichfalls den größten Einfluß ausgeübt. Unser dritter Gefährte war Wilhelm Steifensand, ein junger Musiker und Schüler Mendelssohn's und Norbert Burgmüller's, der später in Berlin als Virtuose angesessen war und in den letzten Jahren als Gutsbesitzer nach Pommern übersiedelte. Steifensand ist es auch gewesen, welcher Rethel in Ingelheim bei seinem Oheim einführte, wo er jene vergnügten Tage erlebte. Die andern drei jungen Leute aus Aachen aber, die wir auf der Landstraße von Boppart und später in einem Wirthshause dieser kleinen Stadt trafen, sind der

Appellationsrath Bossier in Köln, der Landgerichtsrath Bossen in Aachen und der Professor Urlichs aus Würzburg gewesen. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß sich unter unserm Häuflein gerade ein Quartett zusammenfand, das aus Bossen, Steifensand, Bossier und mir bestand. Da wir keine Noten bei uns hatten, so schrieb unser Musiker im Wandern die Stimmen auf. An der Lorelei erlebten wir wirklich die Scene, die Rethel beschreibt. Sie machte am herannahenden Abend einen wunderbaren Eindruck. Weiterhin sangen wir durch alle Dörfer und Städte, und als wir nach einem neunstündigen Marsch abends in Bacharach einkehrten, setzte sich Steifensand an den alten Rappelkasten von Klavier, den wir auf der Post fanden, worauf denn mit den hübschen Kellnerinnen noch schließlich ein Ball arrangirt wurde. Am andern Morgen ging es in gleicher Weise auf Bingen. Ich glaube, daß heutzutage solche romantische Fahrten selten vorkommen.

In den Ferien des nächsten Jahres hatte ich die Freude, Alfred Rethel als Gast im Kreise der Meinigen zu Bodendorf an der Ahr zu sehen, wo meine Aeltern ein Weingütchen besaßen und sich gewöhnlich vor und nach der Traubenlese aufhielten. Da der herrliche Herbst von 1834 ganz besondere Genüsse versprach, so erhielt ich die Erlaubniß, einige Bekannte von Düsseldorf mitzunehmen. Ich hatte in jener Zeit meine nächsten Freunde unter den Künstlern und lud auch Rethel zum Besuch ein. Wir machten diesmal wieder eine Fußreise mit dem Ranzen auf dem Rücken. Der erste Tag brachte uns von Düsseldorf nach Köln, wo wir die Nacht im Kölnischen Hofe blieben. Am zweiten Tage gelangten wir nach Bodendorf, wo wir

fröhliche Zeiten verlebten und in lauter Jugendluſt Berg und Thal durchſchwärmten. Altenahr und ſeine wilde felſige Umgebung, deren Beſuch damals ſo recht in Mode kam und auch ſeitdem in Mode geblieben iſt, lockte die jungen Wanderer an, bei welcher Gelegenheit denn der feurige rothe Wein des Thales in Ahrweiler ſowie in St.-Peter zu Walportsheim und beim luſtigen Wirth Caspari in Altenahr nicht ungekoſtet blieb.

In der Stadt ſahen wir uns natürlicherweiſe ſehr häufig. Der Umſtand, daß der junge Künſtler eine Neigung zu einer Verwandten gefaßt hatte, die in unſerer Familie lebte, brachte ihn noch häufiger in unſer Haus. Ich bewahre aus dieſer Zeit noch einige kleine liebe Andenken von ſeiner Hand. So zeichnete er mir einſt, als wir an einem regneriſchen Sonntage in der Familienſtube ſaßen, das Porträt meines gerade anweſenden Freundes Norbert Burgmüller in einigen kräftigen Strichen. So raſch dieſe Arbeit auch gemacht iſt, ſo gibt ſie doch das einzige rechte Abbild dieſes leider zu früh verſtorbenen Muſikers. Ich habe das Blatt deshalb auch getreu in meiner Porträtſammlung aufbewahrt. Unter daſſelbe entwarf er zu gleicher Zeit eine Reihe von charakteriſtiſchen Figuren des damaligen Düſſeldorfs. Ein anderes mal ſchenkte er mir den Entwurf zu einer Zeichnung, welche für Rheinſagen beſtimmt war und die Legende vom Drachenfels darſtellte, die er aber nachmals in dem herausgegebenen Hefte durch eine andere Darſtellung erſetzte. In gleicher Weiſe malte er einige Figuren auf ein kleines Bildchen von Bodendorf, das W. Poſe, der Landſchaftsmaler, der auch zuweilen in unſerm Herbſtaufenthalt ſich einfand,

meiner Mutter schenkte. Die dargestellten Personen gehören meiner Familie an. Zwei andere Reminiscenzen an den bodendorfer Aufenthalt befinden sich in andern Händen. Meiner Schwester, der Frau des Malers Jakob Becker, zeichnete er nämlich die Abenteuer unserer Partie nach Altenahr in flüchtiger Weise, und auf ein Bildchen von W. Pose, das die Sängerin Fräulein Mathilde Hartmann in Düsseldorf besitzt, malte er als Staffage einige Gestalten unserer damaligen Gäste. Diese kleine Landschaft stellt das Städtchen Erpel am Rhein von dem Hohlwege aus dar, der von Bodendorf über den Berg nach Remagen führt. Ein ferneres Blatt, das ich mit den früher genannten in flüchtiger Bleistiftzeichnung in meinem Album besitze, entwarf er im Jahre 1835, wo er von München und Tirol heimkehrend und voll Lebhaftigkeit über seine Reise erzählend uns für einige Tage in Bodendorf besuchte. Dasselbe zeigt eine Gruppe von Tirolern, die an der Kegelbahn mitten im Spiel vom Abendläuten überrascht, das Ave-Maria beten. Für meine Schwester Becker zeichnete er zu gleicher Zeit ein paar Tiroler, die jodelnd von der Alp herabkommen, während ein dritter im Hintergrunde seinem Schatz einen letzten Gruß in die Berge ruft. So flüchtig diese Arbeiten auch sind, so zeigen sie doch eine eigenthümliche Frische und Lebendigkeit. Da mir einige Briefe vorliegen, welche diese Reise erzählen, so lasse ich dieselben folgen, um seine uns mündlich gemachten Mittheilungen durch schriftliches Zeugniß zu ersetzen.

München, 12. August 1835.

Liebe Aeltern!

Seit drei Tagen bin ich in der bairischen Hauptstadt und von allen großen Plätzen der Stadt seh ich das schöne Gezack der Alpen mit seinen Hörnern und Gletschern, die wie Diamanten in einem herrlichen Diadem einem entgegenstrahlen. — Ich weiß nicht, wo ich anfangen und enden soll. Na, ich will's mal mit dem Kurzen versuchen. — Drei Tage nach der Rückkehr von Wetter reiste ich nachts mit dem jungen Hähnlein aus Mainz von Düsseldorf ab und den Morgen in Köln gleich aufs Dampfschiff, wo ich noch so rasch eben die Bekanntschaft des kölner Boisserée machte. Er versprach mir seinen Brüdern in München von meinem Vorhaben Nachricht zu geben. — Nach herzlichen Glückwünschen schieden wir. Auf dem Dampfschiff sitzend, meine Pfeife rauchend, verlor ich bald Köln, das Niederland und alles, was den Charakter meiner Heimat trägt, aus meinen Augen und den Abend hörte ich den Zapfenstreich von Ehrenbreitstein herunterschallen. Den andern Morgen wieder aufs Schiff, den Abend in Mainz, nachdem ich mir noch einmal die schönen Rheinufer recht besehen hatte. Den folgenden Tag mit dem Marktschiff nach Frankfurt. Hier blieb ich drei Tage und nachdem ich meine dortigen Bekannten und Freunde besucht, viele angenehme Stunden verbracht, setzte ich mich auf den nürnberger Wagen und fuhr nun zwei und einen halben Tag und eine Nacht hindurch, blos daß man nur hier und da etwas essen konnte. Wir passirten bei Aschaffenburg den Main, wo wir zugleich den bairischen Boden betraten und vor

bairischem Militär unsere Ranzen und Pässe zeigen mußten. Nachher ging es fast den ganzen Tag durch den berüchtigten Spessart. Welch ein herrlicher Wald! Links und rechts war stets Gehege und zwei- bis dreimal sahen wir Wild. Abends gegen neun Uhr langten wir in Würzburg an. Ich konnte wegen der Dunkelheit von dieser Stadt wenig sehen, dagegen aß ich recht gut und trank einen Spezial echten Steinwein. Gleich wurde ich wieder in den Wagen eingepackt und den andern Morgen gegen halb elf Uhr sah ich die Thürme vom lieben, lieben Nürnberg. Was ist das für eine Stadt! Es weht dem Fremden der alte, großartig deutsche Geist unter den ehrwürdigen Thoren der Stadt entgegen. Man ist ganz feierlich gestimmt, solange man in dieser Stadt ist. Ich besuchte die Burg, das Haus von Dürer, die Sebalduskirche und weiß der Himmel wie die andern Kirchen, Kirchelchen und Kapellchen alle heißen, die man in jeder Ecke sieht. Auch Dürer's Grab besuchte ich und nahm ein Blümchen mit. Ich sah innerhalb der Stadt nicht ein einziges modernes Haus. — Mit einer Retourgelegenheit fuhr ich den andern Morgen weiter und zwar in zwei Tagen bis — München für sechs Gulden und einen Gulden Trinkgeld. Es sind zweiundvierzig Stunden. — In Ingolstadt übernachteten wir, und den andern Morgen ging es über die Donau, welche ich mir größer dachte. Den Mittag, nachdem wir in einem Städtchen gespeist hatten, fuhren wir einen ziemlich steilen Berg hinauf. Die Reisegesellschaft stieg aus, um den Pferden Erleichterung zu verschaffen, und als wir oben einsteigen wollten, sagte der Kutscher, eben an seinem Geschirr beschäftigt, ganz phlegmatisch: „Hinten sehen's

auch's Gebirg." — Ich starrte hin, das Herz pochte zum Zerspringen und wirklich sahen wir die volle Alpenkette, aber sehr schwach. Wir mußten wieder einsteigen und um sieben Uhr rollten wir über münchnerisches Pflaster. Ich bin, wie gesagt, erst drei Tage hier und betrachte mich schon gar nicht mehr als Fremder, so herzlich bin ich empfangen worden. Ich habe seltsamerweise dieses viel meinen Rheinsagen zu verdanken. Alles kommt mir freundschaftlich entgegen; ich habe durchaus bei einem (Namens Herrmann Scharff) mit Sack und Pack einziehen müssen, es ist ein Düsseldorfer von Geburt. Wir beide sind zusammen confirmirt worden, also eine alte Bekanntschaft. Er ist gerade kein talentvoller Künstler, aber sonst ein herzensguter Kerl. Nachher habe ich zwei herrliche Brüder Namens Folz aus Bingen kennen gelernt; mit dem jüngern werde ich meine Reise ins Gebirge machen und zwar in zehn Tagen. Die Herren Boisserée sind leider ins Bad gereist, werden aber mit jedem Tage erwartet. Weiter habe ich kennen gelernt: Historienmaler Kaulbach und Ruben; Landschaftsmaler Krola, Morgenstern, Zimmermann; Thiermaler Peter Heß und Karl Heß, Heinlein; Bildhauer Schwanthaler; lauter Leute, die in Düsseldorf schwerlich Gegner finden. — Von dem, was ich in der Kunst in den drei Tagen schon gesehen, laßt mich schweigen, denn das läßt sich wahrhaftig nicht beschreiben. Nur ein Register will ich machen: 1) Das jüngste Gericht von P. von Cornelius; 2) Das Narrenhaus von Kaulbach; 3) die kolossalen Bildhauereien für die Walhalla in Regensburg; 4) die Galerie; 5) die Arcaden; 6) die Galerie des Grafen Arco; 7) die des Barons Reichenbach; 8) das Atelier des Landschaftsmalers Morgen-

stern; 9) das des Schlachtenmalers Dietz. Nun werde ich noch sehen: die Glyptothek, Pinakothek, die Residenz, die Leuchtenberg'sche Galerie und die große in Schleißheim.

Ich muß enden. Ich bin recht gesund und es scheint mir, als würde ich dicker; denn ich kann beim Lachen meine Backen wieder sehen. Nun lebet alle recht wohl, in vier Wochen habt Ihr den zweiten Brief.

Alf. Rethel.

---

**München**, 12. September 1835.

Liebe Aeltern!

Gestern Morgen verließ ich bei Tegernsee das liebe Gebirg und gegen drei Uhr nachmittags befand ich mich wieder, zwar etwas mager, aber sonst braun wie 'ne Kastanie und zäh wie Juchtenleder, in München.

Also das hätte ich auch schon gesehen. Was war das für eine Reise, meine lieben Aeltern! Die Erinnerung schon allein ist genug, daß man ein paar Jahre lang in Genuß und Wonne schwimmt. Ich will einmal versuchen, es Euch zu beschreiben, obgleich ich es besser zeichnen und malen würde. — Begleitet von dem braven und tüchtigen Bildhauer Louis Folz aus Bingen und Hermann Scharff aus Frankfurt a. M., derselbe bei dem ich logire, beides Schüler der hiesigen Akademie, denn meine lieben Düsseldorfer, muß ich Euch sagen, haben mich im Stich gelassen; bisjetzt hat sich noch keiner sehen lassen. Also unserer drei mit unsern Ranzen eingepackt in einem soliden Miethwagen fuhren an einem schönen Morgen, wo die Alpen

besonders deutlich zu sehen waren, aus München und gegen elf Uhr erreichten wir den Starnbergersee; aus dem Wagen in den Nachen und nun zwei Stunden zu Wasser weiter. Das ist ein herrlicher See. Gleich am Anfang liegt das Dörfchen Starnberg mit dem alten königlichen Schloß; während der Fahrt tauchen auf beiden Seiten aus dem schwärzlichen Grün der Tannenwälder die schönsten Landhäuser und Dörfer auf; allmählich, je weiter man fährt, werden die Ufer bergigter und die Alpenkette sieht man stets in ihrer ungeheuern großartigen Masse über dem bairischen Hochlande immer mehr hervortreten und aus ihr ragt plötzlich die Zugspitze (10093 Fuß über dem Meere.) Ich versuchte es, so gut es ging, im Nachen zu zeichnen. Endlich stiegen wir ans Land, aßen etwas zu Mittag und marschirten nun den See entlang weiter, wo wir gegen Abend denn auch das Ende erreichten und noch eine Stunde landeinwärts machten. Wir kamen in das Dörfchen Ivelsdorf, ebenfalls an einem See liegend, wo wir übernachteten. Es hatte schon alles den Gebirgscharakter; die Wirthsstube war mit Holzwerk sehr säuberlich getäfelt, große steinerne Oefen im Zimmer und an langen tannenen Tischen saßen die Tiroler, ihre spitzen Hüte mit Auerhahnfedern geschmückt, kurzen eisernen Pfeifen im Munde, und ihr Messer-, Gabel- und Löffelbesteck ragte aus den Taschen ihrer gemsledernen Hosen. So unterhielten sie sich über ein auf einem benachbarten Dorfe vorgefallenes Brandunglück, alles Du und Du, und als sie eben im heftigsten Erzählen und Parliren waren, läutete es zur Vesper. Alsbald waren alle Häupter entblößt und der Aelteste aus ihrer Mitte sprach ein lautes Gebet, welches so lange

dauerte, als die Glocke in der Kirche ertönte. Als dieselbe schwieg, waren auch gleich die Hüte auf dem Kopfe und das Gespräch wurde fortgesetzt. — Den andern Morgen regnete es; trotzdem packten wir auf und erreichten gegen Mittag durchnäßt Schleedorf am Kochelsee. Wir standen nun unmittelbar an den ungeheuern Ringmauern Tirols; die nächsten Spitzen waren schon schneeweiß. Wir mußten den Tag über dableiben, weil das Wetter zu ungünstig war. Den andern Morgen war es wieder heller Sonnenschein und wir ließen uns über den See fahren. Nun ging es ans Steigen. Ha, das wurde uns sauer! aber die Begier, die Spitze zu erreichen und den ersten Blick ins Innere zu werfen, trieb uns immer weiter. Neben unserm Weg erblickten wir plötzlich eine Quelle, daraus die Wassermasse fünf Fuß breit hervorquoll und gleich einen gewaltigen Waldstrom bildete. Endlich waren wir oben, wir standen wie die Oelgötzen da. Vor uns lag wieder ein See (Walchensee) von ungeheuern Gebirgen eng eingeschlossen; sie waren meistens mit Nadelholz bewachsen, nur oben an den Spitzen waren sie kahl und dort wachsen die herrlichsten Alpkräuter, welches uns durch das Läuten der Kuhglocken angezeigt wurde, welches sanft durch die stille großartige Landschaft zu uns herüberscholl. Ueber diese Gebirge sahen wir nun die eigentlichen Tiroleralpen, auch nicht ein Gedanke grün darauf, kahl von oben bis unten und in den Thälern und Schluchten, hier und da auch auf den Spitzen Schnee und Eis. Es macht einen ganz eigenen Eindruck, wenn man gewissermaßen die vier Jahreszeiten in einem Blick übersehen kann. Wir zogen weiter und zwar dicht an dem See vorbei, wo unser Weg manchmal über Brücken

sich schlängelte, die gewissermaßen an der sich unmittelbar ins Wasser senkenden Felswand klebten, unter uns den klaren aber fürchterlich tiefen See, wo sich eine ganze neue Welt drin bildete. Wir sahen ungeheuere Felsen, Klippen, deren Fuß sich in der dunkeln Tiefe des Sees verlor. Auf diesen Felsen schlangen sich nie gesehene Wasserpflanzen um ungeheuere von den Gebirgen heruntergestürzte Tannen; alles dieses war mit einem weißen Ton überzogen, wodurch es wie eine Geisterwelt aussah. Und nun denkt Euch die ganze Geschichte etwa 60 bis 100 Fuß unter der Oberfläche des Sees und Ihr könnt Euch denken wie klar diese Wasser sind. — Nach einem dreistündigen Marsch befanden wir uns in dem Jachenauerthal, welches wegen seiner schönen Bewohner berühmt ist. Es war gerade Feiertag und so sahen wir denn die Haupthähne in ihrer herrlichen Tracht in unserm Wirthshaus versammelt. Wir mußten uns gleich zu ihnen setzen; ich hatte alsbald einen Tirolerhut auf und ein alter Tiroler meinen modernen Strohhut. Von allen Seiten ward uns zugetrunken und überhaupt schienen sie ihr Gefallen an uns zu haben. Gleich nach dem Essen erstiegen wir, begleitet von einem Tiroler, eine Alme, um auch die schönen Sennerinnen kennen zu lernen. Drei Stunden stiegen wir in einem fort und endlich zeigte uns der Kuhdreck die Nähe der Alme. Wir wurden noch von zwei Buben begleitet, die wie die Fliegen an einem Pferd immer um uns herumschwärmten und immerfort schimpften, zankten, erzählten und gar nicht zu ermüden waren, während wir in Schweiß gebadet mühsam fortkeuchten. — Endlich hörte das dichte Tannengehölz auf und wir erblickten nun die grüne, mit

den schönsten wohlriechendsten Kräutern bedeckte Oberfläche des Bergs, wo sich zugleich vier Almhütten zeigten. Bei der nächsten erblickten wir sogleich die Sennerin, welche eben beschäftigt war, ihr langes rabenschwarzes Haar zu flechten. Bei unserm Anblick zog sie sich in ihre Behausung zurück, ließ sich aber nachher in ihrem vollen Sonntags-staat sehen, wo sie reizend aussah. Bei der dritten Alm-hütte kehrten wir ein, denn unser Führer war der Schatz dieser Sennerin. Wir wurden freudig empfangen und nachdem wir uns abgekühlt hatten, erfrischten wir uns an der herrlichen Milch und Butter; nun traten wir aus der Hütte und besahen uns die herrliche Aussicht. Einen großen Theil der Tiroleralpen und sogar einige Schweizeralpen übersahen wir; von hohen Bergen erblickten wir die Zug-spitze und in einer ungeheuern Weite die Ortlesspitze und die schweizer Jungfrau. Alles glänzte wie versilbert im Sonnenschein. Ich zeichnete einen Theil der Tiroleralpen. Das Innere der Sennhütte war außerordentlich reinlich, alles von Holz. Nachdem wir uns eine Stunde aufge-halten hatten, begaben wir uns auf den Rückweg, was uns aber noch saurer ward als der Hinweg. Unser Führer erzählte lauter lustige Geschichten aus dem Gebirg, wo aber eine gerade nicht so lustig war, nämlich, daß sich vor acht Tagen ein Bär gezeigt und zwar sehr fühlbar, indem er einen Ochsen und mehrere Rinder schon verspeist habe. Da es immer dunkler um uns wurde, muß ich gestehen, spukte mir die Geschichte fortwährend im Kopfe herum und meinen Almstock hielt ich stets schlagfertig. Wir langten aber wohlbehalten in unserm Wirthshaus an. Den andern Morgen ging es wieder denselben Weg zurück,

bis zum Walchensee, wo wir die italienische Landstraße erreichten, welche vier Stunden lang verfolgt wurde; dann aber durch das fortdauernde Regenwetter verhindert weiter zu ziehen, wurde in einem Dorfe Krien eingekehrt. Dort feierten wir den Namenstag des bairischen Königs. Zu dem Zweck waren auch sämmtliche Förster aus der Umgegend dort zu einem Scheibenschießen versammelt, welches auch trotz dem Regen vor sich ging. Nachher endigte die Geschichte natürlich mit einer Rauferei, die wir aber in unsern Betten von weitem zuhörten. Den andern Morgen wurde noch geblieben des Regens halber, ebenso blieben noch einzelne Rudera der gestrigen Gesellschaft, unter diesen einer der Zugspitzersteiger. Er war zwar vom verflossenen Abend noch in tranibus, erzählte aber die ganze Geschichte sehr ausführlich, wie er und der Schreiner aus Partenkirchen, ihr Führer, den dritten, einen Oberst, etwas länger als nöthig am Seil hätten baumeln lassen, wie sich dann nachher einer an den andern oben festgeklammert hätte, um nicht vom fürchterlichen Sturm in den Abgrund geschleudert zu werden, wie sie über Risse gesetzt hätten, deren Ende sie gar nicht gesehen, wie sie beim Heruntersteigen plötzlich den Hut des Obersten hätten fliegen sehen und gedacht, jetzt wird er auch bald selbst nachkommen, wie er sich aber noch gehalten hätte und endlich, da sie wieder unter Menschen gestanden, es ihnen keiner hätte glauben wollen, daß sie oben waren, daß man sich aber doch davon überzeugt hätte, indem man durch Vergrößerungsgläser die aufgepflanzte rothe Fahne erkannt habe und sie dann wie überirdische Menschen angestaunt hätte. Alles dieses erzählte er uns. Wir waren sehr begierig, diesen ungeheuern

Berg bei Nahem zu betrachten. Den andern Tag befanden wir uns an seinem Fuße in dem berühmten Dorf Partenkirchen. Er war aber fortwährend in Wolken gehüllt und erst den dritten Tag sahen wir ihn ganz frei. Es ist was Imposantes; in der Hälfte liegt ein Gletscher, der ewig bleibt und nie verschwindet. Dieses Eisfeld ist anderthalb Stunde lang und es macht doch nur einen kleinen Theil der ganzen Bergmasse. Von da aus erheben sich erst die eigentlichen Zugspitzfelsen, die so schroff sind, daß der Schnee sich gar nicht halten kann, und nur oben auf dem Rande erblickt man etwas. Man hat zehn Stunden bis zur höchsten Spitze, er ist von bedeutenden Bergen umgeben: die Alpspitze, der Waisenstein, der Krotenkopf, alle Berge von 6—8000 Fuß über der Meeresfläche. An der Alpspitze liegt die Kreuzalm, welche wir mit mehreren andern, begleitet von einem Führer, der Lebensmittel trug, erstiegen. Nachdem wir vierthalb Stunden gestiegen waren, standen wir in den Wolken, keine zwanzig Schritte weit konnten wir sehen und das herunterstürzende Wasser zeigte an, daß auf der Spitze voller Sonnenschein sei und der Schnee schmelze. Endlich erreichten wir Alprosen, die noch am Blühen waren; ich pflückte einen Strauß und steckte ihn an meinen Hut. Nun theilten sich die Wolken und wir waren oben. Fünf Almhütten sahen wir, die aber lange nicht so reinlich waren als die erstere. Wir waren in den Wolken naß geworden und so setzten wir uns dichtgedrängt um ein starkes Feuer; vorn brieten wir und hinten froren wir. Es war schneidend kalt; unser Führer war ein Wildschütz und kaum saßen wir da, so ging die Thür auf und ein himmellanger Förster trat ein, welcher Schutz gegen das

Schneegestöber suchte, welches mittlerweile draußen entstanden war. Nun entspann sich ein interessantes Gespräch zwischen dem Förster und dem Wildschützen, und wir hatten Gelegenheit, die Klugheit des letztern zu bewundern. Als sie sich so ziemlich geeinigt hatten, sahen wir durch die Thürritze, daß draußen Sonnenschein sei, denn Fenster waren an der ganzen Hütte nicht, ebenso auch kein Rauchfang, wodurch uns allen denn die Thränen von den Wangen herunterliefen. Wir waren froh, daß wir ins Freie kamen, aber siehe da, alles war schneeweiß. Alsbald ging nun ein Schneeballenwerfen los, welches uns einigermaßen wieder erwärmte. Also im August mit Schneeballen geworfen!

Nun besahen wir uns auch die Aussicht. Die Zugspitze, die Alpspitze, der Wetterstein, der Waisenstein, alle diese Berge lagen dicht vor uns und über den Wolken hinweg sahen wir weit ins Baierland, ins Würtembergische, und hier und da tauchten die Alpspitzen hervor. Von den Thälern sahen wir durch die unter uns hängenden Wolken nichts. Um vier Uhr nachmittags stiegen wir wieder hinunter. Nachdem wir noch eine Kirchweih auf einem benachbarten Dorfe mitgemacht hatten, zogen wir weiter. Sieben Tage hatten wir uns in Partenkirchen aufgehalten. Wir passirten nun die Scharnitz, den Engpaß, wo die Franzosen von den Tirolern und Oesterreichern so aufgehalten wurden. Die Trümmer der Festungswerke zeigen noch an, wie hart der Kampf gewesen ist. Wir befanden uns jetzt auf österreichischem Gebiet, und nach zwei Tagen, nachdem wir die berühmte Martinswand bewundert hatten, zogen wir an einem heißen Mittag in Innsbruck ein. Es

ist eine schöne Stadt, die schon ganz den italienischen Charakter hat; hohe Häuser, flache Dächer, oben Galerien zum Spazierengehen, viele Kirchen mit Kuppeldächern, Jesuiten, Mönche aller Art und stockdumme Oesterreicher, charakterisirt sehr das Südliche. Ich sah das Grab des altdeutschen Kaisers Maximilian mit den herrlichen Bronzestatuen von 1500, auch die Statue des Andreas Hofer, welche mir aber nicht sehr gefällt. Von Innsbruck zogen wir das Innthal hinunter und besuchten noch das berühmte Zillerthal, von wo aus uns die andere Welt wie ein Lazareth vorkommt, so ein kräftiger Menschenschlag befindet sich dort. Jetzt ging es über den Achernsee, Tegernsee nach München zurück. Nun noch etwas von hier. Von Mel. Boisserée bin ich sehr artig aufgenommen worden und ich war schon mehrmals bei ihm, auch will er mich durchaus dem Cornelius vorstellen und zu diesem Zweck ist er mit mir Arm in Arm schon einen halben Morgen in der Stadt herumgelaufen, doch fanden wir ihn nirgends; es soll aber durchaus noch geschehen. Auch einen Herrn Bertram sprach ich bei Boisserée, der Euch auch zu kennen scheint. Nun lebet wohl, ich will den Brief doch nicht zu schwer machen und werde bis Anfang October noch hier bleiben; Bis dahin möchte ich gar zu gern etwas von Euch erfahren. ja thut das, auch sagt, wo mein Bild hingekommen ist, denn von Düsseldorf höre ich keine Silbe. Auch wie es in Aachen und Eupen aussieht, was Emma macht. Allen Grüße und Euch die herzlichsten Küsse.

Alf. Rethel.

**Düsseldorf**, 2. November 1835.

Liebe Aeltern!

Vorgestern Abend rollte ich wieder durch echten düsseldorfer Nebel und Koth über die Benratherbrücke in dies liebliche Rheinathen ein. Ich war wirklich recht froh, als ich aus dem Postwagen sprang, jetzt ist das unruhige Leben zu Ende, dachte ich, und du kommst wieder an die Arbeit. So trollte ich durch die leeren Gassen meiner Wohnung zu, wo ich freundlich und herzlich empfangen wurde und alles in der besten Ordnung fand. Ich reiste den 14. October von München ab, nachdem ich noch den Tag vorher der Enthüllung des Maximilian-Monuments mit beigewohnt, von beiden Boisserée und von allen neuen lieben Bekannten Abschied genommen hatte. An der Post war an dem Morgen eine Heidenwirthschaft, denn es waren gewiß an dreihundert Personen, die per Eilwagen weggeschafft werden wollten; ein Durcheinanderschreien, Schimpfen, Rufen, Spectakeln, und durch alles dieses hörte ich endlich meinen lieben Namen am entferntesten Postwagen aus der Kehle eines Schirrmeisters erklingen. Ich schrie, indem ich mich bemühte durchzudringen, mehrmals aus Leibeskräften: Hier, hier! aber, weiß der Henker, der Spectakel muß zu groß gewesen sein. Ich hörte wieder meinen Namen schreien und zu gleicher Zeit eine andere Stimme, die rief: Er ist nicht da, fortgefahren! Ich meinerseits brüllte jetzt, daß mir fast die Adern sprangen: Freilich ist er da; hier, hier ist er! und indem ich einem dürren Engländer einen Rippenstoß gab und ihn auf diese Art aus meinem Wege brachte, stürzte ich

erschöpft vor dem Schirrmeister hin, der mich gleich beim Kragen packte und in den Wagen warf, daß ich auf der andern Seite beinahe wieder hinausgeflogen wäre. Nun ging es fort. Ich dankte Gott, daß ich saß. Es regnete den ganzen Tag und überhaupt ein langweiliger Weg, sodaß ich fast fortwährend schlief. Gegen Abend erreichten wir Augsburg, welches eine schöne alte Stadt ist; von da ging es zu Wagen gleich wieder die Nacht durch weiter und um sechs Uhr gelangten wir nach Ulm und somit war ich auf würtembergischem Gebiet. Ich besah mir schnell den berühmten ulmer Dom, warf mich wieder in den Wagen, um den Abend in Stuttgart anzukommen. Jetzt wurde der Weg immer interessanter; ich lernte das alte Schwaben kennen, fuhr am Hohenstaufen vorbei und mehreren andern interessanten Burgen und kam gegen Abend in das schöne, schöne Stuttgart. Das ist eine herrliche Stadt, sowol die Lage als die Stadt selbst. Ich lief den andern Morgen überall herum, besah mir alles Sehenswerthe, nachdem ich eine Nacht wieder geschlafen hatte, und um elf Uhr saß ich wieder in einem Retourwagen, wo ich denn am Abend in dem lieben Heilbronn einfuhr. Hier blieb ich den andern Morgen, rannte schnell auf einen nahen Berg, wo ich das alte Weinsberg vor mir sah und die Burg Weibertreu. Dann aß ich zu Mittag, nahm meinen Ranzen auf den Rücken und pilgerte den Neckar hinunter. Hier sah ich wieder manches Schöne, unter anderm das alte Hornberg, wo Götz von Berlichingen drauf gehaust hat, und in zwei Tagen war ich in Heidelberg. Hier besah ich den andern Morgen das Schloß mit seinem Faß und besuchte dann die Familie Fries, wo ich außerordentlich

freundlich aufgenommen wurde. Ich mußte den Mittag dort speisen; nachher zeigte mir der Alte alle Zeichnungen, Skizzen und Bilder seines Sohnes, die er besaß, ebenso mehrere Bilder in Privathäusern von Fries, die wundervoll waren, und den folgenden Morgen verließ ich auch diese schöne Stadt. Ich fuhr in einem Tage über Darmstadt nach Frankfurt. Hier blieb ich drei Tage und fand die ersten düsseldorfer Maler, sechs Landschafter. Ihr könnt leicht denken, daß es nun an ein Erzählen ging. Auch traf ich den Rustige, den kleinsten von den zweien, die Euch in Wetter besucht haben; mit diesem fuhr ich nach Mainz und mußte bei seiner Mutter einkehren, wodurch ich denn auch zwei Tage in Mainz blieb. Dann setzte ich mich aufs Dampfschiff und besah mir jetzt noch einmal den ganzen Rhein. Bei Remagen ließ ich mich ans Land setzen und wanderte nach Bodendorf an der Ahr, wo mich die liebe Familie Müller mit Jubel empfing. Hier blieb ich wieder drei Tage, machte die Weinlese und eine nahe Kirchweih mit, setzte mich dann zum letzten mal für diesen Herbst auf den Wagen und langte den Abend glücklich im alten Nest an. Punktum! Hier war ich nun den gestrigen Tag wie confus; alle drei Schritte mußte ich küssen. Bei Hopfensack, bei Nölle, überall war ich gestern, und diesen Morgen bei Schadow. Ich wurde gut empfangen und mußte ihm aus München viel erzählen, überhaupt von meiner Reise. Morgen ziehe ich auf der Akademie wieder ein, fange gleich an und zwar das Bild für den Spiegel in Halberstadt, „Bonifacius die Kapelle bauend“. Es wird vielleicht dritthalb Schuh lang und zwei Fuß hoch, also nicht groß, und bringt mir beinahe 400 Thaler ein.

Nachher werde ich mir die Sache viel leichter machen und somit denke ich damit bald fertig zu sein. Auch habe ich die volle Zustimmung Schadow's dazu. Na, jetzt geht es wieder ans Arbeiten, welches mir leichter fallen wird als vor meiner Reise, denn ich habe, Gott sei Dank, einen gesunden Körper mitgebracht. Sehr leid that es mir, daß ich Emma nicht getroffen habe. Lebet recht wohl. Laßt doch bald was von Euch hören; nach Eupen schreibe ich auch.

Alf. Rethel.

Die Art und Weise, wie Rethel die düsseldorfer und münchener Künstler einander entgegenstellt, läßt darauf schließen, daß er mit seinen heimischen Verhältnissen nicht mehr ganz zufrieden war. In der That begannen damals auch schon allerlei Reibungen, an denen die Malerschule im Verlauf der Zeit so reich gewesen ist. „Die ersten Spaltungen, die sich inmitten der Kunstjüngerschaft bildeten, fielen merkwürdigerweise ganz und gar mit den politischen Stimmungen des Rheinlandes zusammen. Ich erinnere mich, daß eine längere Zeit hindurch keine kleine Erbitterung gegen das preußische Gouvernement herrschte, weil es die Stellen der Beamten nicht mit geborenen Rheinländern, sondern mit Männern, welche aus den alten Provinzen kamen, besetzte. Dieser Zorn fand seine Copie in der jungen Malerschule. Der neue Anwuchs, der dem Westen des deutschen Vaterlandes entsprossen war, glaubte sich damals hinter die Ostdeutschen zurückgesetzt. Gewiß beruhte dies auf einer Illusion. Der Stamm der Schule bestand meistens aus Zöglingen, die mit Schadow nach

dem Rhein gekommen waren, sie bildeten seine natürliche Umgebung, sie waren seine Freunde. Es liegt nahe, daß die Frischlinge nicht gleich Aufnahme in einen Kreis fanden, der in sich geschlossen eintraf. Aber es wurde übel genommen und die jungen Malcontenten gebehrdeten sich oft seltsam wild, wenn die Rede auf diese Angelegenheit kam. Die öffentlichen Blätter mischten sich sogar in die Streitigkeiten und erregten viel Hader und Zwist, der leider sehr lange dauerte."

Ich kann diese allgemeinen Betrachtungen, die meinen düsseldorfer Künstlern entnommen sind, im besondern auf Alfred Rethel und seine nähere Umgebungen anwenden. Bei ihm und seinen Stubengenossen, den beiden Lasinsky, versammelten sich die Unzufriedenen und ergossen sich nicht selten in den heftigsten Klagen über die unrechterweise hintangesetzten Rheinländer. Es entstanden Pläne für Auswanderungen nach Frankfurt und München, bei denen sich die meisten betheiligen wollten, während sie schließlich doch nur von einem kleinen Häuflein ausgeführt wurden. Freilich mochten diese Gespräche mit der Zeit auch ihre Wirkungen auf Rethel haben, denn der Tropfen höhlt ja auch den Stein aus. Hätte dieser jedoch nach Düsseldorf gepaßt, so würde er auch wol geblieben sein. Der junge Maler gehörte aber mit seiner großen umfassenden Begabung auf einen Grund und Boden, wo er sich an monumentaler Kunst entwickeln konnte. Nun hatte dieser Zweig in Düsseldorf offenbar eine geringe Zukunft. Es fehlte der Stadt an einem Fürsten wie an großen Genossenschaften, die umfassende historische Werke ausführen lassen konnten. Auch in der Provinz standen nirgend

weite und breite Aufträge in Aussicht. Schon damals entwickelte sich der Markt für Oelbilder von mäßigem Umfange. Die größten Talente haben in der Folge unter diesen Umständen gelitten. E. Bendemann ging 1837 nach Dresden, C. F. Lessing ist eigentlich nie zur vollen Ausbildung für das historische Fach gelangt. Daß Schadow den jungen Rethel vernachlässigt habe, gehört in das Reich der Ammenmärchen, denn er hat seinem Talente die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen. Wol aber zweifle ich nicht daran, daß Rethel die ins Kleine und Realistische gehende Lehre des Meisters seiner Individualität mit der Zeit nicht mehr entsprechend fand.

Im Jahre 1837 wurde denn auch wirklich ein Entschluß gefaßt. Rethel begab sich nach Frankfurt, wo ihn Philipp Veit, der damalige Director am Städel'schen Institut, mit seiner ernsten, inhaltsvollen Kunst besonders anzog. Dieser Meister gehörte bekanntlich zu dem Kreise derjenigen Deutschen, die im Anfang des Jahrhunderts in Rom die Kunst aus den akademischen Banden zu einem neuen Leben führten. Er war einst ein Genosse von Cornelius und Overbeck gewesen, denen er nicht an Ernst des Strebens, wol aber an Productionskraft nachsteht. Die Kunstgeschichte hat gerade keine große Anzahl von Bildern seiner Hand aufzuweisen, sie muß aber Schöpfungen wie „Die sieben fetten Jahre in Rom", „Die beiden Marien am Grabe des Heilandes" und „Die Einführung des Christenthums" im Städel'schen Museum den Preis des gediegensten Strebens zugestehen. Daß der Meister solcher Werke dem jungen Künstler, der nach ähnlichen Zielen rang, imponirte, lag auf der Hand. Mit seinem herrlichen

Talente und edeln Streben fand Rethel denn auch die beste Aufnahme bei Veit. In gleicher Weise öffneten sich ihm die frankfurter Privatkreise. Namentlich fand er bei Herrn Springsfeld, in dessen Hause er auch lange Zeit wohnte, vieljährige Gastfreundschaft.

Rethel ging unbeirrt durch die neuen Verhältnisse, die ihn umgaben, sofort an die Arbeit, die seiner Seele Erquickung und Trost war. Zunächst wendete er sich einem kleinen Bilde zu, dessen Composition ihm vor Zeit in Düsseldorf vor die Seele getreten war, als Wilhelm Steifensand in seiner Gegenwart eine Beethoven'sche Sonate spielte, bei deren Tönen er sogleich den ersten Entwurf auf ein Stückchen Papier zeichnete. Dasselbe stellt die Gerechtigkeit vor, welche mit der Binde vor den Augen, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Wage einen im raschen Laufe dahinstürmenden Mörder verfolgt. Die Zeichnung ist großartig im besten Sinne. Tritt uns auch hier eine Allegorie entgegen, so zeigen die Gestalten doch das unmittelbarste Leben. Die Figur der Göttin erscheint so erhaben in Form und Bewegung und der Mörder so fluchgepeitscht, daß man sich eines gewaltigen Eindrucks nicht erwehren kann. Man erzählt sogar, daß das Bild einen falschen Richter, der sich namentlich bei der Demagogenverfolgung einen bösen Namen machte, und dem es später durch die Verlosung des frankfurter Kunstvereins zugefallen war, in den Wahnsinn getrieben habe. Si non e vero, e ben trovato. Gegenwärtig befindet sich das Bild im Besitz des Herrn Oberst von Reutern in Frankfurt am Main. In der Darstellung hatte sich Rethel, wie es denn auch ein solcher Gegenstand erforderte, der größten

Einfachheit befliſſen. So führte ſich denn der junge Mann in der glänzendſten Weiſe in Frankfurt ein.

Das zweite Bild, welches er 1838 vollendete, hat den Titel „Daniel in der Löwengrube“. Es iſt daſſelbe Gemälde, welches gegenwärtig in den Sälen des Städel'ſchen Inſtituts aufgeſtellt, den frommen iſraelitiſchen Jüngling in einzelner Figur voll Gottvertrauen inmitten eines Raumes zeigt, der mit wildem Gethier erfüllt iſt. Der Gegenſtand bedingt natürlich eine große Einfachheit der Compoſition, denn der König, der mit ſeinem Gefolge in äußerſter Ferne erſcheint, iſt wol kaum als ein weſentliches Element zur Vergrößerung der Gruppe zu betrachten. Aber gerade in ſeiner Einfachheit bringt das Bild eine treffliche Wirkung hervor. Die Geſtalt des jugendlichen Propheten iſt voller Adel. Der Ausdruck des Kopfes dürfte indeß vielleicht etwas mehr leidenſchaftliche Gottesverehrung zeigen. Auch wäre es wol beſſer, wenn der Künſtler ſeinem Helden ein orientaliſches Gepräge gegeben hätte. Daniel ſcheint nämlich viel eher ein deutſcher denn ein iſraelitiſcher Jüngling. Daß die Zeichnung durchaus vollendet iſt, braucht nicht erſt verſichert zu werden. In Betreff des Colorits ſteht der Künſtler aber hier, was die Oelmalerei angeht, auf ſeiner höchſten Höhe. Kein ſpäteres Staffeleibild des Künſtlers kann ſich wol in der Farbengebung mit dem „Daniel“ meſſen. Und ſo wurde die Arbeit denn auch von der Kritik mit dem allgemeinſten Lob überſchüttet. Hören wir, wie glücklich ſich der Künſtler in einem Brief an ſeine Aeltern über ſeinen neueſten Erfolg ausdrückt:

Frankfurt a. M., 13. April 1838.

Liebe Aeltern!

Freudig greife ich zur Feder, um Euch, Ihr Lieben, die frohe Kunde zu Theil werden zu lassen, daß ich nie fröhlicher und glücklicher, daß meine künstlerischen Bestrebungen nie schöner und herrlicher gekrönt und belohnt worden sind als jetzt bei der Vollendung und Ausstellung meiner letzten Arbeit. Erstens ist mein „Daniel", ich kann es kühn sagen, das Beste, was ich je gemacht habe, und mit einer innern Zufriedenheit und Freude, ja mit einer Art von Verehrung und Andacht betrachte ich mein Bild, denn ohne eine göttliche Leitung und Aufsicht hätte ich es nicht zu Stande gebracht. Auch dem Veit meinen glühendsten Dank; er ist der irdische Wegweiser, der mir den so lang vermißten echten und richtigen Weg angewiesen hat. Ihm werde ich von nun an ganz vertrauen und ich segne den Augenblick, wo ich Düsseldorf verlassen und meiner innern Stimme folgend mich unter die einfach bescheidene aber echte Fahne des unbekannten großen Philipp Veit gesellte. — Allgemein verehrt man mein Bild, und ich glaube wol sagen zu können, daß selten ein ernst historisches Bild in der jetzt so modernen und unpoetischen Zeit so anerkannt und geschätzt wurde als das meinige. Zum Beweis sende ich Euch hier beifolgende Kritik, die acht Tage nach der Ausstellung meines Bildes erschien. Von wem sie ist, weiß ich nicht, allein ich glaube, er beurtheilt mich und mein Werk richtig. Eine andere wird in diesen Tagen noch erscheinen, worauf ich eigentlich noch gespannter bin, denn sie ist von dem berühmten Kunst-

gelehrten und Kunstgeschichtschreiber Passavant, dessen Urtheil das allergewichtigste sein wird. Zweitens habe ich Euch die schöne Nachricht mitzutheilen, daß mein Bild von dem Städel'schen Institut angekauft ist und zwar um den Preis von zweitausend Gulden, sage zweitausend Gulden!

Drei Tage nachdem ich es ausgestellt hatte, wurde mir durch den Director Veit von der Administration des Instituts ein ehrenvolles Protokoll überreicht, wo sie mir ihre Freude und Zufriedenheit kund thaten und zum Schluß um den Preis frugen. Acht Tage darauf wurde mir das hier Beigefügte zu Theil. Eine schönere und ehrenvollere Bestimmung hätte es nicht bekommen können; es erhält seinen Platz auf der öffentlichen Galerie in der schönsten und nobelsten Gesellschaft anderer Bilder.

Ferner habe ich Euch noch etwas nicht minder Wichtiges, doch bisjetzt noch Ungewisses mitzutheilen. Der hiesige französische Gesandte Baron Ally de Ciprey interessirt sich außerordentlich für das Bild und will es durchaus nach Paris zur Ausstellung haben, besonders da ein anderer „Daniel in der Löwengrube" dort auf der Ausstellung die Hauptrolle spielt; ich habe im Frack bei dem Herrn Baron meine Visite gemacht und alles hinlänglich mit ihm besprochen, auch von den Herren des Instituts die Zustimmung zum Wegsenden des Bildes erhalten. Nun war es aber nöthig, daß vorher geschrieben wurde, und das ist vom Gesandten auch geschehen: 1) wie lange die Ausstellung noch dauert, denn sie währt schon den ganzen vorigen Monat; 2) daß mein Bild noch einen guten Platz erhält, und 3) wie es mit dem Porto aussieht, denn fünfhundert Pfund auf meine Kosten nach Paris und zurückzuschicken,

wäre mir eine theuere Geschichte. Alle Tage wird die Antwort erwartet; Ihr könnt denken, daß ein ehrenvolles Bestehen auf der dortigen Ausstellung dem Ganzen die Krone aufsetzen und mir von großem Werth sein würde. Ist es wirklich der Fall, so wird Euch gleich die Anzeige davon gemacht. Was könnte ich denn aber noch mehr verlangen? Sagt selbst, bin ich nicht der glücklichste Mensch auf Erden?

Mit meinem „Gustav Adolf" geht es gut; die schwierigen Studien, Carton und Farbenskizze sind beendigt und nach Ostern werde ich das Bild beginnen, welches mir, so Gott will, rasch von statten gehen soll. Na, liebe Aeltern, mein schriftliches Halleluja wäre beendigt, doch das in meinem Herzen dauert fort und wird nie aufhören, Gott zu loben als den Stifter und Urheber meines Glücks.

Lebet wohl und seid von mir alle herzlich gegrüßt und geküßt.

Euer glücklicher

Alf. Rethel.

Angefeuert von so vielen Zeichen der Anerkennung, wandte sich der Künstler sofort neuen Arbeiten zu. Zunächst war es wieder eine düsseldorfer Composition, welche er auf die Leinwand brachte, denn er unternahm es nunmehr, die Auffindung der Leiche Gustav Adolf's auf dem Schlachtfelde bei Lützen zu malen. Wir sehen auf dem Bilde die Leiche des großen Schwedenkönigs, umringt von einer Schar von Kriegern, die ihn eben aufgefunden haben. Der Todte empfängt das volle Licht der über ihn gehaltenen Fackeln, während die andern Gestalten, die in ernster

Trauer im Kreise stehen, nur von einzelnen Strahlen gestreift werden. Man muß die Wahl dieses Gegenstandes sehr glücklich nennen, wie denn auch die Darstellung in der Zeichnung voll von dramatischem Leben ist. Freilich ließ die Malerei viel zu wünschen übrig. Um indeß das schwierige Problem der Fackelbeleuchtung mit Meisterschaft zu lösen, ist die Uebung eines Rembrandt nöthig. Der flackernde, streifende Lichtschein des Feuers, der einer solchen Darstellung erst den rechten Zauber verleiht, wurde keineswegs erreicht. Ich möchte sagen, Rethel war ein zu sicherer Zeichner, um leicht verschwebende Lichter in seine Bilder zu bannen. Was man also bei diesem Werke wieder am meisten hervorheben muß, das ist der historische Geist. Wenn ich recht unterrichtet bin, so besitzt das stuttgarter Museum dieses Gemälde.

Des Künstlers historischer Geist offenbart sich aber noch viel glücklicher in einigen Porträtbildern, welche er, einem Auftrag der Stadt Frankfurt folgend, für den Kaisersaal im Römer unternahm. Es wurden ihm nämlich Philipp von Schwaben, Maximilian I., Karl V. und Maximilian II. zugewiesen. Ich glaube nicht, daß es eine zu kühne Behauptung ist, wenn ich die Arbeiten Rethel's in jenem Saal zu den allerbesten zähle. Sie gemahnen den Beschauer fast in einer Art, als wären sie in der betreffenden Zeit entstanden. Philipp erinnert uns an die Tage der Hohenstaufen. Die drei Habsburger sind etwa im Geiste Albrecht Dürer's und Hans Holbein's concipirt, ohne daß der Maler sich im geringsten der Nachahmung schuldig macht. Im Gegentheil, er bewahrt wie immer eine starke Individualität, bei der man den tiefen Blick in die Ge-

schichte und ein eigenthümliches Hineinleben in ihre verschiedenen Perioden bewundert.

Hieran reiht sich noch eine „Aussöhnung Kaiser Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich", der sich gegen die Herrschaft empört und einen Bürgerkrieg entflammt hatte. Es ist mir nicht bekannt, ob der Künstler durch die Behandlung eines Gegenstandes, der in dem Weichbilde von Frankfurt spielt, sich gewissermaßen seiner neuen Heimat dankbar erweisen wollte. Die Scene, die uns nämlich den reuigen Empörer zu den Füßen seines großen Bruders zeigt, ist nach den Annalen der Geschichte im Saalhof vorgefallen, weshalb Rethel denn auch die in der Nähe dieses Gebäudes liegende St.-Leonhardskirche zum Hintergrunde auf seinem Bilde gewählt hat. Mich dünkt, der Künstler ist in Betreff der Wahl dieses Stoffes nicht recht glücklich gewesen. Der Gegenstand ist zu anekdotisch und dabei wenig geeignet, Otto I. in seiner Herrschergröße zu verherrlichen. Soviel ich mich erinnern kann, war auch das Colorit nicht hervorstechend. Das Bild befindet sich im Bürgermeisterzimmer des Römers zu Frankfurt.

In dieselbe Zeit fällt, wenn ich nicht irre, auch noch ein „Heiliger Martin", welcher hoch zu Roß sitzt und mit seinem Schwert den Mantel theilt, dessen eine Hälfte er einem neben ihm stehenden nackten Bettler reichen will. Die Zeichnung zu diesem Bilde gehört noch der düsseldorfer Zeit an. Unter dem Blatte hatte er die Feier des Martinsabends, wie sie am Niederrhein gefeiert wird, in einer genrehaften kleinen Darstellung angebracht. Bei dem Feste dieses Heiligen ziehen nämlich in der Gegend von Düsseldorf die Kinder bei anbrechendem Dunkel mit ausgehöhlten

Kürbissen, in deren Schale Augen und Nase eingeschnitten sind und die von hineingestellten Lichtern erleuchtet werden, durch die Straßen und singen, während sie diese Laternen an Kordeln tragen, die eintönige Weise:

Sint Märten, Sint Märten,
Die Kalver han lang Stärten (Schwänze),
Die Jungen kriegen Rabauen,
Die Mädchen welle mer hauen.

Später, wenn sie nach Hause gekehrt sind, wird der Abend damit beschlossen, daß die Kinder über die Kürbisse und Lichter springen und Aepfel und Nüsse verzehren. Rethel hatte diese allerliebste Zeichnung meiner Schwester Becker geschenkt. Als er sie in Frankfurt in Oel ausführte, forderte er sie zurück, bei welcher Gelegenheit sie verkommen ist.

Aus diesen Oelbildern läßt sich indeß die wahre Bedeutung des Künstlers nicht erkennen. Um sich einen Begriff von der Fruchtbarkeit seines Geistes zu machen, ist eine Einsicht in seine hinterlassenen Zeichnungen nöthig. In die ersten Jahre seines frankfurter Aufenthalts fallen nämlich eine Menge von Compositionen, welche das edelste Bestreben nach echt historischer Darstellung an den Tag legen. Wenn es den Anschein hat, daß Rethel während der düsseldorfer Periode die Geschichte auf poetischem Wege in sich aufnahm, so sehen wir ihn nunmehr in ernsthafter wissenschaftlicher Weise mit derselben beschäftigt. Sowol die Wahl seiner Stoffe wie die charakteristische Behandlung derselben liefert den Beweis, daß der Künstler sich nicht mit den bekannten Geschichtscompendien begnügt, sondern zu den Quellen derselben hinabsteigt. In der That hatte er auch einen treuen Freund und Geleitsmann zu den

Büchern der Völker in einem frankfurter Gelehrten, Dr. Hechtel, gefunden, der ihm überall mit Rath und That an die Hand ging.

In den Mappen des Künstlers finden sich nun eine Menge von Arbeiten aus diesen Jahren, welche der Heiligen Schrift gewidmet sind. Eine derselben, welche das Datum 1838 trägt, stellt den edeln Dulder Hiob dar, welcher an den Trümmern seines Hauses niedergesunken ist. Er hat das Haupt auf einen Stein gestützt. Auf seinen Zügen liegt starre, stumme Verzweiflung. Drei Freunde sind vor ihn getreten und klagen mit ihm. Der eine zerreißt sein Gewand, der andere streut sich Asche aufs Haupt, der dritte blickt fragend nach dem Himmel, indem er auf den Armen hinweist. Es sind gewaltige Gestalten. Dabei ist die Lokalstimmung tief ergreifend. Am düstern Himmel ziehen schwere Gewitter hin. Unter dem verdorrten Feigenbaum liegt ein verendeter Hund. Ringsum starrt zerfallenes Gemäuer und geborstene Säulen, aus einem zerbrochenen Gefäß kriecht eine Schlange.

Eine außerordentliche Ausbeute von alttestamentarischen Zeichnungen bietet ferner das Jahr 1839. Die erste derselben ist Jakob, welchem zwei seiner Söhne das blutbefleckte Gewand Joseph's bringen. Der Vater, der mit einem langen Bart dargestellt ist, läßt bei diesem Anblick den Stab, auf den er sich stützte, fallen und zerreißt in furchtbarem Schmerz das Gewand. Eine Tochter, welche ihn geführt hat, blickt ängstlich fragend zu ihm auf und greift nach dem Rock, als zweifelte sie an der Wahrheit der Trauerkunde und an der Echtheit des Zeichens. Die beiden Söhne, mit dem Ausdruck eines schlechten Gewissens

in den zerstörten Gesichtern, bezeichnen sich selbst als Betrüger, indem jeder in seiner Verwirrung nach einer andern Gegend als dem Schauplatze des Verbrechens hinweist. Auch der Himmel scheint über die Lüge zu zürnen, denn durch die Landschaft weht ein Sturm, der die Bäume beugt und den Verräthern die wirren Haare in die Gesichter weht, sodaß sie ein noch schrecklicheres Ansehen gewinnen. Eine andere Darstellung dieser Scene befindet sich in dem Album des Kupferstechers X. Steifensand in Düsseldorf. Nach dieser Zeichnung hat Rethel eine eigenhändige Radirung angefertigt, die bei J. Buddeus erschienen ist. Die weibliche Figur erscheint auf diesem Blatte wesentlich und zu ihrem Vortheil geändert, denn sie schreckt vor dem blutgetränkten Kleide des verloren gegangenen Bruders zurück.

Zwei Compositionen sind ferner dem Leben Moses' gewidmet. In der ersten sehen wir den Erretter Israels aus der ägyptischen Gefangenschaft vor dem feurigen Busch. Er hat die Schuhe ausgezogen und liegt auf den Knien, das Haupt zur Erde gebeugt und mit den Händen umgeben. Vor ihm schwebt majestätisch die Gestalt des Herrn in der Flamme des Busches und deutet hinaus in das Land, wo er das Werk beginnen soll. Die zweite Composition stellt Moses dar, der vom Sinai niedersteigend dem Josua die Abgötterei der Israeliten zeigt. Zunächst ist hier die Landschaft von wunderbar großem und gewaltigem Charakter. Man schaut in mächtige Fels- und Baumgruppen. Ueber den umgestürzten Stamm einer riesigen Eiche läuft das Bergwasser. Ein Sonnenstrahl aus den Wolken verleiht dem Haupte des großen Volksführers gewissermaßen einen Heiligenschein. Im Steingeklüft sitzt

ruhig betrachtend ein Adler. Auf diesem Hintergrunde erscheinen die Helden Israels. Josua biegt mit der Geberde des Unmuths die Zweige eines Baumes zurück und deutet mit fragendem Blick gegen seinen Gefährten auf das Treiben der Juden, die tanzend und jubelnd das goldene Kalb umringen. Moses aber, von tiefem Schmerz ergriffen, schwingt die gewaltigen Tafeln über seinem Haupt, um sie im nächsten Augenblick an den Felsen zu zerschmettern. Auf einem fernern Blatte zeigt der Künstler uns Josua, welcher die Israeliten mit der Bundeslade durch den Jordan führt. Diese Composition, welche vielleicht bei seinem ersten römischen Aufenthalt entstanden ist, gehört entschieden zu den allerschönsten des Meisters. In der Mitte des Flusses auf einem trockenen Platz hält die Lade getragen von zwölf Männern. Josua leitet sie zu Pferde. Seitwärts stauen sich die Wogen thürmend empor. Hinter der Lade zieht das Volk ängstlich und doch frohlockend. Ganz wundervoll sind die Zeichen des Gottvertrauens, die sich hier in der verschiedensten Art, besonders aber in der großartigen Erscheinung Josua's, bekunden. Die Gestalten der Träger aber zeigen einen individuellen Ausdruck, eine Gewalt in den Gestalten und eine Schönheit in der Gruppirung, wie sie wol kaum ihresgleichen haben. Aus der mosaischen Zeit hat Rethel auch die Episode Bileam's und der redenden Eselin behandelt. Wir sehen auf diesem Blatte den Engel mit dem Schwert, die Flügel weit ausgebreitet, zwischen den Weinbergsmauern: er blickt mit ernstem Auge auf den Ungläubigen, der eben sein Thier geschlagen hat, und nun, da es zu ihm redet, tief beschämt die wunderbare Erscheinung gewahrt.

Weiterhin hat die Geschichte David's den Künstler zu verschiedenen Compositionen begeistert. Folgen wir dem Lauf der Geschichte, so stoßen wir zunächst auf eine Darstellung der Salbung David's. Rethel hat dieser herrlichen reinen Jünglingsgestalt einen ganz besondern Reiz verliehen. Der gottbegeisterte Sänger wird nämlich beim Harfenspiel überrascht und kniet demüthig nieder, während der greise Samuel in ernster Rührung das heilige Oel auf sein Haupt gießt. David's alter Vater faltet mit frommem Staunen gläubig die Hände. Seine Brüder stehen stumm und nicht ohne Mismuth, daß der jüngere auserkoren ist, in der Runde. Die zweite hierher gehörige Zeichnung behandelt den Zweikampf David's und Goliath's. Der gewaltige Riese fordert höhnend und drohend den Hirtenknaben zum Kampf. Die Philister spotten hinter ihrem Vorkämpfer des winzigen Burschen, der, Schrecken und Gottvertrauen im kindlichen Antlitz, die Schleuder erhebt. In der dritten Zeichnung sehen wir David und Abisai im Lager Saul's. Der finstere König liegt schlafend auf einem Ruhebett, neben ihm in der Erde steckt sein Spieß, auf einem Tisch steht der Becher. Seitwärts auf der Erde sitzt sein Feldherr Abner, mit Schild und Schwert bewaffnet, aber in tiefem Schlaf. Abisai will das Schwert ziehen, um den König zu tödten. David verweist es ihm und ergreift den Becher. Eine vierte Zeichnung ohne Jahreszahl ist symbolischer Natur. Sie zeigt David, der den Löwen und den Bären abhält, das Lamm, welches sich zwischen seine Füße gerettet hat, anzugreifen. Prächtig drückt sich die Wuth der Thiere aus, die vor dem gewaltigen Blick David's zurückschrecken, welcher zornig seinen Stab erhebt. Hinten am

Rasensitz lehnt seine Harfe. Die Lämmer stürzen erschreckt übereinander. Schließlich habe ich noch eine Zeichnung aus dem Leben des Absalon aufzuführen, der auf der Flucht vor seinem Vater in den Aesten einer Eiche hängen bleibt, während das Roß unter ihm fortstürmt und der Aufrührer mit den Armen sich loszureißen strebt. Zugleich tobt um den Unglücklichen der Kampf. Einer seiner Genossen kämpft mit den Andringenden. Der verrätherische Hauptmann hebt eben den Speer, um den Königssohn zu erstechen.

Nicht minder fleißig war Rethel in Frankfurt auf dem Gebiet der weltlichen Geschichte. Eine Menge dem größern Publikum unbekannter Zeichnungen in seinem Nachlaß bekunden die tiefsten Studien. Leider bin ich auch hier nicht im Stande eine chronologische Ordnung festzustellen, denn diesen Blättern fehlen die Jahreszahlen ganz und gar. Es ist immerhin möglich, daß die eine oder andere Arbeit, welche ich nunmehr aufzuführen habe, schon früher entstanden ist oder auch in eine spätere Zeit fällt. Leider vermochte ich keine sichern Nachrichten in dieser Beziehung zu erhalten. Der vorwiegend historische Charakter dieser ganzen Periode läßt mich indeß vermuthen, daß im ganzen hier keine bedeutenden Irrthümer obwalten werden. Unter diesen Umständen führe ich die Zeichnungen in chronologisch-geschichtlicher Reihe auf.

Ich beginne mit einer Darstellung Theodosius des Großen und des heiligen Ambrosius. Dieselbe führt uns den geschichtlichen Moment vor, in welchem der römische Kaiser im Jahre 345 von der Bekämpfung eines Aufstandes in Thessalien zurückkehrt, wo er mit fürchterlicher

Grausamkeit aufgetreten war, und in welchem er die Kirche zu Mailand besuchen will, vor deren Thür er aber von dem Bischof Ambrosius zurückgewiesen und in den Bann gethan wird. Die Scene spielt an der Pforte des Domes, aus dessen Innern der Prälat im bischöflichen Ornat mit dem langen Krummstab tritt. Der Ausdruck der mächtig ausgestreckten rechten Hand und der gerechte Zorn in dem edeln Antlitz ist so überwältigend, daß selbst ein Herrscher zurückweicht. Der Kaiser hat bereits die breite, mit schönen Verzierungen geschmückte Stufe betreten, er beugt sich aber vor dem Machtworte der Kirche und verhüllt das Gesicht. Auch die Krieger, die ihm folgen und aus deren Mitte man das Kreuz ragen sieht, sind voller Verwunderung und Schrecken, während das Volk nachdrängt, um den seltsamen Vorgang zu schauen. Einer aus dem Volk ist an einer Säule emporgeklettert und deutet auf den zerknirschten Herrscher. Neben dem Bischof knien unterdeß Pilger mit Stäben, die seines Segens harren. Zugleich sitzt dort ein Blinder mit Krücken und einem Becken in der Hand zum Empfange von Almosen. Der Knabe, der ihn geführt hat, flüstert ihm die Ursache der ungewöhnlichen Bewegung ins Ohr.

Aus dem Leben des Kaisers Heinrich des Vogelstellers hat der Künstler die Schlacht gegen die Hunnen bei Merseburg behandelt. Wir schauen auf diesem Blatte, das die Jahreszahl 1839 trägt, in ein wildes Schlachtgewühl. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet der Kaiser mit seinen Rittern im lebendigsten Kampfgetümmel. Er hebt das Schwert zu mächtigem Hiebe, während er sich zugleich mit dem Schilde deckt, um die auf ihn gerichteten Speere

der rings schwärmenden Hunnen abzuwehren. Von seiner Lanze weht das Fähnlein mit dem Kreuze, dessen Sache den Sieg erringt, denn Heinrich mit seinen Helden dringt mächtig vorwärts und verfolgt die mit Beute beladenen flüchtigen Hunnen. Hier reißt ein wilder Barbar sein Pferd am Zügel, das nicht folgen will, indeß eine ohnmächtige Frauengestalt davon herabhängt. Dort flüchtet sich ein kahlköpfiger Geistlicher, dessen reiches Gewand von einem fortreitenden Hunnen auf dem Pferde weggetragen wird. Vorn erblickt man zwei Gestalten im Ringkampf, der eine packt den andern an der Gurgel, um ihn zu ersticken, der letzte aber rennt ihm das Messer in den Leib. Ein Gefallener krallt sich mit den Fingern in das Gras; den Todeskampf auf seinem Gesichte hat uns der Künstler weise in die Falten des Mantels gehüllt. In der Ferne sieht man Merseburg.

Eine andere Zeichnung aus dieser Zeit ist von Franz Keller in Kupfer gestochen und vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen als Nietenblatt verwendet worden. Sie stellt den Tod des Kaisers Rothbart in den Fluten des Kalikadnus dar. Wir sehen eine orientalische Gegend, in welcher sich über schroffen Felsen schlanke Palmen erheben. Ein Fluß rauscht durch das Thal. Ganz im Vordergrunde auf dem Wasser gewahren wir einen Kahn, den ein Maure lenkt. Zwei Krieger heben die Leiche des todten Kaisers, welche in der Flut erstarrt ist, aus den Wogen. Ein dritter hält eine Hakenstange, um das Boot ans Land zu ziehen. Weiterhin am hohen Ufer eilen Heerführer, ein Bischof und Ritter heran, erschreckt und verstört über das entsetzliche Unglück, welches das Kreuzheer betroffen

hat. Noch weiter ziehen Reiter mit Fahnen durch den Fluß. Die Composition ist voll von tiefem Ernst, aber nicht ohne eine gewisse Starrheit in der Darstellung.

Drei andere Zeichnungen beschäftigen sich mit der Geschichte Rudolf's von Habsburg. Die erste stellt den Kampf des Grafen gegen die Raubritter zu einer Zeit dar, wo er wahrscheinlich die Kaiserwürde noch nicht erlangt hatte, denn Rudolf war bekanntlich der Schirmherr mancher Städte. Rings tobt wildes Schlachtgewühl. Tödliche Lanzen heben und senken sich. Ein Ritter schwingt eben das Schwert zum Schlage und wird zugleich von einem Speere durchbohrt. Vorn fällt ein Pferd durch einen Lanzenstich. Eine zweite Composition zeigt uns den Habsburger, der während der Belagerung von Basel aus den Händen einer Gesandtschaft die deutsche Kaiserkrone empfängt. Rudolf tritt, den Helm mit dem wallenden Federbusch auf dem Haupte, die mächtige Lanze in der Rechten und das Schwert an den Lenden, aus seinem Zelte und lauscht in edler einfacher Haltung erstaunt der unerwarteten Kunde. Die Krieger, welche ihn umgeben, neigen sich vor den Botschaftern. Ein Ritter, der dem Anschein nach den Führer gemacht hat, deutet mit der Geberde lebhafter Ueberraschung auf die Krone, welche einer der ankommenden Herren auf dem Kissen trägt, während ein Dienstmann die Mütze schwingt. Die Gesandten in festlichen Gewändern neigen sich ehrfurchtsvoll vor ihrem künftigen Herrscher. Im Hintergrunde erblickt man die Mauern der Stadt. Das Gefolge der Gesandten ist flüchtig angedeutet. Auf dem dritten Blatte geleitet Rudolf den Kurfürst Werner über die Alpen. Die beiden Herren reiten in eifrigem

Gespräch dem Zuge voran. Besonders würdevoll ist die edle und schlichte Gestalt des Habsburgers, der mit der einen Hand das feurige Roß, welchem der Ritt zu langsam dünkt, zügelt und mit der andern in die Landschaft hinausweist. Ihm folgen kräftige Waffenträger, die Helm und Lanze tragen. Weiterhin reiten Mönche; der eine blickt, mit der Hand die Augen überschattend, in die sonnige Gegend, der zweite, abgestumpft für das Leben, schaut in sein Brevier, der dritte, ein behäbiger dicker Herr auf buntgezäumtem Maulthier, erzählt dem horchenden Kriegsvolk lustige Geschichten. Noch weiter sieht man andere Mitglieder des Zuges durch die Waldbäume herankommen. Die einen singen und schwingen die Mützen, die andern trinken am Bergquell. Vorn kniet ein Landmann am Wege, neben ihm steht sein Sohn; beide staunen die prächtigen Reiter an. Im Hintergrunde erheben sich die Häupter der Alpen. Eine Burg blickt von einem Hügel. Durch die grünen Bäume scheint die Sonne. Es ist ein Bild der freudigsten Lebenslust. Ueberhaupt gehören die beiden letzten Compositionen zu den schönsten des Künstlers.

Auch ein schon in Düsseldorf behandelter Gegenstand wurde nochmals bearbeitet. Die Bestattung Heinrich Frauenlob's, den er überhaupt dreimal aufnahm, nämlich zunächst für die „Rheinsagen" der Adelheid von Stolterfoth, dann für Frau Springsfeld und schließlich für seine Frau. Die Auffassungen dieser verschiedenen Blätter gleichen sich. Die letzte Bearbeitung wurde erst bei dem zweiten Aufenthalt in Rom fertig gezeichnet. Die Composition scheint aber einer frühern Periode anzugehören, denn sie ist außerordentlich klar und edel.

Außerdem gehören in diese Zeit wol ohne Zweifel noch zwei flüchtige Entwürfe, welche sich im Besitz des Herrn Kunsthändlers B. Dondorf in Frankfurt a. M. befinden. Die eine derselben stellt Gutenberg, Faust und Schöffer als Hauptbild dar, welches von einer Reihe von Darstellungen umgeben ist, die sich auf die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst beziehen. Besonders die mittlere Gruppe ist geistreich und charakteristisch, Gutenberg namentlich legt ein würdevolles Leben an den Tag. Die andere Zeichnung zeigt in freilich sehr flüchtigem Entwurf Friedrich Schiller zur Nachtzeit in seinem Studirzimmer dichtend und denkend auf dem Mittelgrunde, während ringsum Scenen aus seinem Leben angebracht sind.

Wie manche schöne Stunden Rethel auch bei diesen reichhaltigen Arbeiten erlebt haben mag, von denen einzelne übrigens auch wol den spätern Jahren angehören mögen, so ging doch sein wahrer Glücksstern erst im Jahre 1840 auf. Wunderbarerweise leuchtete ihm derselbe aus seiner Vaterstadt Aachen herüber. In dem alten Kaisersitz kam nämlich der Gemeinderath auf den Gedanken, den großen Saal des Rathhauses in seiner ursprünglichen Weise herzustellen. Dieses Gebäude ist nämlich zuerst im gothischen Stil aufgeführt worden. Nach den geschichtlichen Urkunden hat an seiner Stelle wahrscheinlich ein karolingischer Palast gestanden, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dem gegenwärtigen Hause gewichen ist. Man nennt als den Architekten einen Ritter Chorus. Der ganze erste Stock bildete eine große Halle mit Spitzbogengewölben, in welcher die Krönungsfestlichkeiten der deutschen Kaiser stattfanden. Bei dem furchtbaren Brande, der im Jahre

1656 fast die ganze Stadt Aachen in einen Aschenhaufen verwandelte, scheint das Aeußere des Rathhauses vielfachen Schaden erlitten zu haben. Da nun auch Frankfurt zur Krönungsstadt geworden war, so hat die Gemeinde das Rathhaus mit Beibehaltung der Grundmauer im vorigen Jahrhundert einem gänzlichen Umbau im Rococostil unterworfen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Königssaal in mehrere Räume getheilt und mit Stuckarbeiten im Geschmack der Zeit ausgeziert. In dieser Form sah er die Huldigung der Rheinlande für Preußen und das Fest, welches Friedrich Wilhelm III. beim Aachener Congreß am Tage der Leipziger Völkerschlacht den Verbündeten gab. Gegen das Ende der dreißiger Jahre stellte sich indeß die Nothwendigkeit einer Restauration des Rathhauses heraus. Da nun auch der gothische Stil wieder zu Ehren gekommen war, so dachte man gleich an eine Zurückbildung in die alte Form. Zunächst tauchte ein Plan auf, der an die Eintheilung des Gebäudes anknüpfte, welche der letzte Baumeister ihm gegeben hatte. Später ging man weiter und forderte eine Radicalcur, welche das Rathhaus nach dem mittelalterlichen Riß des Ritters Chorus herstellen sollte. König Friedrich Wilhelm IV., dessen Vorliebe für die alten Baudenkmale allgemein bekannt ist, zeigte sich sofort bereit, die Stadt Aachen bei diesem lobenswerthen Unternehmen zu unterstützen, und wies namhafte Summen zur Restauration an.

Zu gleicher Zeit setzte sich der Gemeinderath mit der Direction des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen in Verbindung, der wie bekannt seinen Sitz in Düsseldorf hat. Dieser Verein fügte nämlich in sein Statut die

treffliche Bestimmung, daß ein Theil seiner Einkünfte für die Herstellung monumentaler Werke im ganzen Vaterlande verwendet werden solle. Die Bitte der Aachener um eine Beihülfe zum Zweck der malerischen Ausschmückung des Krönungssaals fand sofort die beste Aufnahme. Soviel ich weiß kam man überein, daß der Verein sowie die Stadt Aachen die Kosten zu gleichen Theilen trage. Es wurde nun auch über die Wahl der darzustellenden Gegenstände verhandelt, wobei die Geschichte Karl's des Großen, dessen Residenz und Lieblingsort Aachen gewesen war, die bedeutsamsten Momente bot. Eine Einigung war bald erzielt und es wurde nun eine Concurrenz ausgeschrieben, welche die Künstler Deutschlands zur Einsendung der betreffenden Entwürfe, deren Zahl und Umfang genauer angegeben war, einlud.

Man kann sich denken, mit welcher Freude unser Rethel das Ausschreiben aufnahm und mit welcher Begeisterung er sich an die Arbeit setzte. Unter dem Beistande seines frankfurter Freundes Dr. Hechtel begann er die umfassendsten Studien der Geschichte des großen Frankenkaisers. Als er aber die Hauptmomente im Leben dieses gewaltigen Fürsten ergründet hatte, brachte er seine Gedanken mit dem Bleistift auf das Papier. Versetzte ihn dabei die Würde des Gegenstandes und der Ort, an welchem die Bilder prangen sollten, in die freudigste Stimmung, so wurde dieselbe sicherlich auch noch durch den Umstand erhöht, daß er wieder mit der Vaterstadt in die unmittelbarste Verbindung kam. Wenn er den Preis errang, so war es ihm gestattet, seiner Heimat und sich in der Heimat ein ewiges Denkmal zu setzen. Monumentale Werke waren und blieben ja das

Ziel seines Lebens. Was er in Frankfurt vergebens gehofft hatte, das bot ihm nun doch der Niederrhein. Und wirklich entschied sich der Sieg zu seinen Gunsten. Als die beurtheilende Commission ihre Ansicht kund gab, stellte sich heraus, daß Alfred Rethel seine Concurrenten, unter denen sich Plüddemann, Mücke und Stilke befanden, aus dem Felde geschlagen hatte. Wie hoch aber mag ihm die Seele gewogt haben, als ihm die Nachricht zukam, daß seine Arbeiten gekrönt worden seien!

Ein Brief aus jener Zeit, der uns vorliegt, schildert sein Glück in so freudigen Tönen, daß ich mir die Mittheilung nicht versagen kann.

**Frankfurt a. M.**, 4. August 1840.

Hohe Zeit ist es, Ihr Lieben, Euch wieder einmal ein an Geist und Körper gesundes Briefchen zukommen zu lassen, vorausgesetzt, daß Ihr bei meinem langen Säumen etwas durch die Finger gesehen habt, denn wahrlich ich war in der letzten Zeit wie ein gehetzter Hund; jeden Morgen regelmäßig zwischen sechs und sieben Uhr saß ich am Schreiben, und nicht blos nach Düsseldorf, sondern effectiv nach allen vier Weltgegenden, und nichts wie höchst difficile Briefe. Doch jetzt komme ich wieder zur Ruhe und so sollt Ihr denn das Resultat dieser Unruhe erfahren.

Die Aufnahme und den Eindruck, den meine Compositionen in Düsseldorf gehabt und gemacht haben, wißt Ihr ja schon ins Kleinste vielleicht mehr wie ich, doch fehlt es auch mir nicht an Beweisen und unter diesen vor allen ist eine Anzahl von sehr schönen Briefen voller offener Freude, Entzücken und Anerkennung — ich werde sie mitbringen.

Mündlich wurde mir auch jeden Augenblick mein dortiger Triumph mitgetheilt; genug, mit großer Ruhe sah ich der Entscheidung entgegen, die denn auch auf das ehrenvollste und eclatanteste zu meinen Gunsten ausfiel. Mir ist die ganze Aufgabe, mit voller Vollmacht meine Mitarbeiter selbst zu wählen, überhaupt für alle Nebensachen zu sorgen, sodaß ich im ganzen Sinne des Worts Director dieses Unternehmens bin und, was mir sehr wichtig ist, die Zügel durchaus in Händen habe, allein übertragen worden. — Was nun das Pecuniäre angeht, so ist dieses nicht die schwächste Seite an dem ganzen Braten, und wenn auch hierüber noch keine festen Bestimmungen von beiden Seiten eingegangen sind, so kann ich Euch doch im Vertrauen mittheilen, daß ich das Ganze schwerlich unter zwanzigtausend Thaler annehmen werde. Auch glaube ich, daß diese ungefähre Summe vom Comité einstweilen dazu bestimmt worden ist. Auf jeden Fall sind wir eine Reihe von Jahren sicher aus der Klemme und können sorgenfrei in die Zukunft blicken. Dem Himmel sei Dank dafür. — Doch bitte ich, Ihr Lieben, das hier Mitgetheilte streng zu verschweigen, indem der Verwaltungsrath seine Entscheidung öffentlich noch nicht mitgetheilt und ich dies alles aus der Privatmittheilung eines der Herren Schiedsrichter habe, sodaß mir selbst noch der definitive Beschluß schwarz auf weiß fehlt. Nachdem ich diese frohe Nachricht erhalten, theilte ich es gleich meinen nähern Bekannten mit, die die wärmste und schönste Theilnahme mir erzeigten und unter anderm mir von seiten Springsfeld's eine große Ueberraschung zu Theil wurde, indem mir ein kleines Fest, wozu alle meine Collegen und Bekannten eingeladen waren, und von

dem ich gar nichts wußte, bereitet war. Es bestand in einem prachtvollen Nachtessen; der ganze Saal war auf das schönste mit Kränzen geschmückt und mit Wachskerzen erleuchtet. Ich wurde durch meinen Freund Hechtel, nichts ahnend, in die Nähe des Springsfeld'schen Hauses gebracht, und, als wenn es ihm auf einmal einfiel, drängte er mich hinein. — Da stand ich nun unter allen den Befrackten und Herr und Frau Springsfeld empfingen mich als den Helden des Abends auf das herzlichste; während des Essens stand der Herr Director Veit auf, nahm einen mit Eichenlaub geschmückten prächtigen Pokal, und indem Herr Springsfeld ihn voll Champagner füllte, brachte er mir ein schönes Lebehoch aus, daß ich das große Werk ebenso vollenden als ich es begonnen hätte und überhaupt meinen frischen Sinn für die Kunst behalten möchte. — Dieser prachtvolle Pokal ist mir von Herrn und Madame Springsfeld als ein Andenken an diesen Abend geschenkt worden. — Es war ein schönes echt künstlerisches Fest, und Achenbach, der auch zugegen war, half viel zur allgemeinen Heiterkeit beitragen. Mich hatte das Unerwartete, überhaupt der große warme Antheil und besonders von seiten Springsfeld's und Director Veit sehr angegriffen. Letztere sind liebe, liebe Leute! — Ihr könnt denken, daß ich jetzt mit wahrer Erhebung male, überhaupt sorge bald fertig zu werden mit meinem größern historischen Bilde; doch geht es in diesem Augenblick etwas langsam und Hälfte September wird es auf jeden Fall noch bis zu meiner Abreise.

Soeben erhalte ich eine sehr unerwartete und angenehme Nachricht; mein „Gustav Adolf" ist endlich zu Gnaden aufgenommen und wird wahrscheinlich im Besitz

des braunschweigischen Kunstvereins bleiben, auf dessen Ausstellung er sich befindet und als das erste historische Bild dort betrachtet wird. Der Ankauf scheint schon so gut wie gewiß, denn es schreibt mir dieses ein Mitglied der Direction. Es wäre hohe Zeit, denn der Leichenhaufen fängt an zu riechen. — Zur diesjährigen aachener Ausstellung werde ich wahrscheinlich nichts liefern können. — Na, wie gefällt es Euch denn in dem freundlichen Düsseldorf? Was macht die Gesundheit von Dir, liebe Mutter? Spaziere nur recht fleißig in dem schönen Hofgarten, daß er Dir so gut einschlägt wie mir. — Nun lebet wohl; ich weiß nichts mehr, und Dir Emma und Otto und Mutter meine Grüße und Küsse.

Euer Alf. Rethel.

Da die aachener Arbeiten in der Folge die Hauptaufgabe im Leben unsers Künstlers geworden sind, so müssen wir denselben eine eingehende Betrachtung widmen.

Die erste Composition stellt den Umsturz der Irmensäule dar. Nachdem nämlich Karl der Große die Sachsen besiegt hatte und sie zum Christenthum bekehren wollte, zerstörte er mit großem Eifer ihre alten Volksheiligthümer, von denen die Irmensäule eins der bedeutendsten gewesen sein soll. Wir gewahren den Kaiser mitten im hohen deutschen Eichenwald vor dem niedergeworfenen Götzenbild, das sich der Künstler als ein fratzenhaftes riesiges Menschenangesicht auf einem steinernen Pfeiler gedacht hat. Seine Diener sind eben beschäftigt, das mit Stricken umwundene Haupt beiseite zu schaffen. Neben dem Frankenhelden steht der Bischof Turpin, der mit gefaltenen Händen

dankend zum Himmel schaut, während rings im Kreise Krieger und Mönche der kühnen That freudig staunend zusehen. Der Kaiser aber, mit jugendlicher Kraft und Fülle ausgestattet, hält die Fahne mit dem Kreuz in seinen Händen und wendet sich den Heiden zu, die vergeblich darauf gewartet haben, daß ihre Gottheit die Frevelthat rächen werde, und sich stumm und zerknirscht vor seiner Macht beugen, indem er zugleich mit strengem Ernst in den kräftigen Zügen auf die fliehenden Priester im Hintergrunde deutet, welche das gestürzte Heiligthum verlassen.

Auf dem zweiten Blatte werden wir aus dem Norden nach dem Süden geführt, indem der Künstler uns hier die Schlacht von Cordova vor die Augen führt. Kaiser Karl hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die Sarazenen sich in den Kämpfen einer sehr wirksamen List bedienten, indem sie unter ihr Heer schreckenerregende Masken vertheilten, die in Thierköpfen und allerlei Fratzen bestanden, und daß sie auf diese Weise namentlich die Pferde der fränkischen Krieger scheu machten und dadurch eine Verwirrung erregten, die sie zu ihrem eigenen Nutzen ausbeuteten. Erzürnt über seine Niederlage ließ der Kaiser bei der nächsten Schlacht den Rossen in seinem Heere die Augen verbinden und erfocht einen glänzenden Sieg. Wir sehen ihn mitten im Kampfe. Hoch zu Roß einherbrausend, schwingt er sein Schwert und stürmt nach einem von vier weißen Ochsen gezogenen Wagen, auf welchem die Fahne des Feindes als heiliges siegverkündendes Zeichen flattert, denn solange die Mohammedaner dieses Banner erblicken, halten sie sich für die Meister des Kampfes. Karl aber ergreift mit gewaltiger Hand den starken Schaft und reißt

ihn nieder, daß er zersplittert, indeß sein Roß mit verbundenem Kopfe und von keinem Phantom geschreckt mit dem Huf in die Fahne tritt. Die weißen Ochsen zerren in wilder Flucht an den Stricken, ihr Führer, der mit letzter Anstrengung eins der Thiere in die Nasenlöcher packt, versucht sie vergeblich zur Ruhe zu bringen. Der Sieg gehört den Franken. Erzbischof Turpin, der neben dem Kaiser in die Schlacht stürmt, hebt das Kreuz hoch empor.

Das dritte Bild stellt den Einzug in Pavia dar und feiert den Sieg Karl's des Großen über die Longobarden in Italien. Im Hintergrunde gewahrt man die Mauern der eroberten Stadt mit einem zur Hälfte eingestürzten Thurme, hinter dem die Flammen in die Höhe steigen. Verschiedene Männer sind dort eben bemüht, den Brand zu löschen, indem andere ihnen von unten Wasserkrüge reichen. Auf der andern Seite schafft man Todte aus dem Wege, welche von klagenden Frauen umgeben sind. Im Vordergrunde aber reitet der große Frankenkaiser in das geöffnete Thor, um die Schläfe den Lorber und auf der Hand die eiserne Lombardenkrone tragend. Vor ihm her sind bereits Reiter mit wehenden Fahnen in die Stadt gezogen, während sein sieghaftes Heer folgt. Zur Seite aber hält der Bischof, an dessen Seite der gefangene König Desiderius und seine weinende Gemahlin steht, zu Pferde. Seitwärts wird die Leiche eines fränkischen Helden fortgetragen.

Als vierte Darstellung folgt die Taufe des Sachsenherzogs Wittekind. Die Handlung geht auf einer Erhöhung vor, zu welcher vom Grunde herauf mehrere Stufen führen.

Wittekind kniet oben mit gebeugtem Leib und das Gesicht fest auf die gefaltenen Hände drückend. Man sieht die ganze Gestalt von vorn. Karl der Große, im Profil sichtbar, kniet links in strenger stolzer Haltung und stützt den erhobenen rechten Arm auf das lange Scepter, während er mit der kaum sichtbaren Linken das Schwert berührt. Der taufende Bischof steht in vollem Ornat aufrecht neben dem Täufling und streckt, zum Himmel blickend, die Hand mit dem Wasser über das Haupt Wittekind's. Seitlich gewahrt man zwei Knaben mit einem Becken, indeß der Hintergrund durch Geistliche und Mönche mit Kerzen und Kränzen ausgefüllt ist. Unterhalb der Stufen im Vordergrunde aber sind kräftige Kriegergestalten beschäftigt, die Fahne mit dem sächsischen Wappen, einem springenden Rosse, niederzulegen. In der linken Ecke wird ein in sinnender Stellung verharrender Sachse von einem Mönche auf die heilige Handlung aufmerksam gemacht und durch Ergreifen der Hand aufgefordert, sich gleichfalls taufen zu lassen. Neben ihnen kniet ein Mönch, der aus einem Buche Gebete liest. Rechts sieht man eine Gruppe von Frauen, einen Mann und ein Kind in Andacht versunken. Sind die frühern Bilder gewissermaßen den Siegen über Länder und Völker gewidmet, so symbolisirt diese Darstellung die Verdienste Kaiser Karl's um die Verbreitung des Christenthums.

In der fünften Darstellung finden wir die Krönung Karl's zum römischen Kaiser in der Sanct-Peterskirche zu Rom. Gegen die Mitte hin nach rechts kniet der große Frankenheld an einem Betpulte. Er wird von dem aus dem Hintergrunde herantretenden Papst, der mit beiden

Händen die Krone über sein Haupt erhebt, überrascht und sieht fragend nach demselben hin, indem er in der rechten Hand eine einfache Kopfbedeckung und in der linken einen Rosenkranz hält. Ueberhaupt ist das Costüm sehr einfach, als sollte es die Demuth vor Gott ausdrücken. Hinter dem Papst ist eine Menge von Personen eingetreten, die, sich in breitem Zuge ausdehnend, die Gruppe nach links schließt und aus Geistlichen, Mönchen und Kriegern besteht, welche die römische Fahne mit dem S. P. Q. R. tragen. Rechts vom Kaiser schaut man in die Architektur der Kirche, in welcher die theilnehmenden Volksmassen auf- und niederwogen. Die Hallen sind des hohen Festes wegen mit Bäumen geschmückt. Ganz rechts im Vordergrunde schreiten eine schöne Italienerin und eine alte Frau mit einem Mädchen, die sich nach dem Vorgang umsehen, fort, während ein Pifferari, sein Instrument neben sich legend, kniend verharrt und nicht weiß, ob er sich gleichfalls entfernen soll.

Das sechste Bild zeigt uns die Erbauung des aachener Münsters. Karl der Große, als Leiter des Baues, befindet sich in der Mitte der Composition, umgeben von seiner Familie, seiner Gemahlin, seinem Sohne Ludwig und seiner Tochter Emma. Er war eben beschäftigt mit dem Richtmaß einen Steinblock zu prüfen, der mit einem Relief geschmückt ist, jetzt aber wendet er sich den von der rechten Seite her nahenden, zu Pferde sitzenden Legaten zu, welche ihm vom Papst die Marmorsäulen von Ravenna als Geschenk überbringen, um damit das aachener Münster zu schmücken. Karl erwartet die Gesandtschaft mit ruhiger königlicher Würde. Sein Sohn Ludwig beugt sich in

scheuer Ehrfurcht vor den Gesandten, indeß Emma den Augenblick benutzt, um Eginhard einen verstohlenen Blick zuzuwerfen. Dieser befindet sich nämlich mit dem Mönche Alcuin auf der linken Seite des Bildes. Beide sind durch Baupläne und Bauinstrumente als Theilnehmer des Baues bezeichnet. Im Hintergrunde erhebt sich der Dom zur Hälfte vollendet. Die Bauarbeiter jubeln der päpstlichen Gesandtschaft entgegen. Im Vordergrunde neigt sich eine Gruppe derselben vor dem Segen des Legaten. Wie ich höre, pflegte der Künstler dieses Bild im Gegensatz zu den frühern, welche welthistorische Momente behandeln, ein Familienbild Kaiser Karl's zu nennen.

Im siebenten Bilde wird uns die Krönung Ludwig's, des Sohnes Karl's des Großen, vorgeführt. Wir sehen den karolingischen Sprossen, wie er bereits mit dem kaiserlichen Mantel bekleidet, sich kniend auf Geheiß seines alten Vaters die Krone aufsetzt. Karl der Große, der bei ihm steht, ist nicht etwa gebeugt von Altersschwäche, sondern schaut hoch aufgerichtet in die umgebende Menge, indem er zugleich auf seinen Sohn deutet, als wollte er ihn dem Volk als den künftigen Herrscher vorstellen. Geistliche und weltliche Würdenträger sowie die gealterten Helden Karl's umgeben die Handlung und zeigen in den Mienen eine wehmüthige Trauer. Die Scene geht auf einer Estrade des aachener Münsters vor sich, zu welcher auf beiden Seiten Treppen hinaufführen. Hinter der bezeichneten Gruppe steht der kaiserliche Thron. Darüber hinaus sieht man eine Galerie mit Zuschauern. Links auf der Treppe befinden sich Krieger in kniender und stehender Stellung, rechts aber ist die Geistlichkeit mit dem Reichsschwert und

Reichsschild sichtbar. Der vorwiegende Charakter der ganzen Darstellung ist die tiefe Trauer über das Scheiden eines Heldenkaisers, welcher, gewaltig vor seinem Volk einherschreitend, der Welt ein neues Gesicht gegeben und seinem Namen die Herrschaft des Erdkreises gesichert hat. — Das Bild wird in kleinerm Maßstabe wie die frühern Gemälde über der Thür am westlichen Ende seinen Platz finden, welche aus dem Saal zu der Kaisertreppe im Eckthurm führt.

Die achte Composition, welche rechts im Saal über einem Fenster angebracht und gleichfalls in kleinern Dimensionen erscheint, führt uns in eine spätere Zeit. Wir finden nämlich auf derselben die Erbrechung der Gruft Karl's des Großen durch Otto III. Dieses Ereigniß fällt in das Jahr 1000. Otto fand den Kaiser aufrecht auf einem Stuhl sitzend und mit den Füßen auf dem Sarkophage ruhend, den er einst vom Papst zum Geschenk erhalten hatte. Derselbe ist ein antikes Kunstwerk mit Reliefs verziert, welche den Raub der Proserpina darstellen. Der Künstler hat den todten Kaiser in gewaltigster Majestät aufgefaßt, als habe das Grab über diesen Mächtigsten der Erde keine Gewalt. Durch den dünnen Schleier sind seine großen Herrscherzüge erkennbar. Auf dem Haupte trägt er die sechseckige Krone mit dem Kreuz, das aus dem Holze des Heiligen Grabes geschnitten war, auf den Knien ruht das Evangelienbuch, in der Hand hält er Scepter und Reichsapfel, Schwert und Schild hängen ihm zur Seite. Der lange dichte Bart war der Sage nach noch gewachsen. Das Fackellicht erhöht die Wirkung der todten Majestät, vor welcher Otto tief ergriffen und mit gefaltenen Händen niederkniet, während sein Gefolge erst auf den Stufen in

die Gruft herabsteigt und von fahlem Tageslicht beleuchtet wird. Die ganze Scene ist von lebendigster dramatischer Wirkung. Und Otto?

Seit jener ernsten Stunde
Befiel das Siechthum ihn,
Man sah von Stirn und Munde
Die Jugendrosen fliehn.
Es welkten ihm die Glieder,
Es sank des Leibes Bau,
Zum Tode warf ihn nieder
Des Heldenkaisers Schau.*)

Sind nun die genannten Bilder für den aachener Saal bestimmt, so finden sich in Rethel's Mappen noch mehrere andere Zeichnungen, welche in den Kreis des Karolingers gehören. Zu seinen ersten Entwürfen zählt namentlich eine Darstellung der Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. aus dem Jahre 794, welche aus confessionellen Gründen wegfallen mußte und deshalb durch den Dombau in Aachen ersetzt wurde. Der Gegenstand dieses Concils war nämlich der Bilderdienst. Unser Künstler hat sich den Vorgang im Freien gedacht. Der Kaiser sitzt auf einer steinernen Erhöhung, in seinem Feldstuhl und deutet auf die karolingischen Bücher, die ihm der zur Seite stehende Alcuin vorhält und auf denen man die Worte liest: „Solus igitur Deus colendus, solus adorandus, solus glorificandus est, de quo per Prophetam dicitur: exaltatum est nomen ejus solius.“ (Lib. carolin. II. C. 21. Ps. 148.) Zu seinen Füßen gewahrt man den Schreiber Eginhard,

*) Vgl. Wolfg. Müller, „Lorelei“ (dritte Auflage), S. 348.

welcher des Kaisers Worte aufzeichnet. Auf der andern Seite sind die Legaten des Papstes sichtbar, denen sich die Bischöfe und die übrige Geistlichkeit in reicher Gruppirung anschließen und unter welchen sich namentlich ein ehrwürdiger blinder Prälat auszeichnet. Die meisten sind kirchliche Berühmtheiten der damaligen Zeit. Ueberhaupt gehört diese Composition zu den ausgezeichnetsten, welche Rethel geschaffen hat, und es ist sehr zu bedauern, daß sie von der Darstellung ausgeschlossen wurde.

Außerdem aber kam noch eine andere Zeichnung, die sich gleichfalls im Nachlaß des Künstlers befindet, in Vorschlag. Dieselbe besteht in einer Darstellung der Gesandtschaft des Harun Al-Raschid, die er in einer sehr gedrängten vollen Composition behandelte. Karl sitzt links auf einem einfachen Throne. Seine strengen aber wohlwollenden Züge sind nur im Profil sichtbar. Während die rechte Hand unter dem fallenden Mantel das Scepter hält, hebt er die linke zum Willkommen. Sein Gefolge besteht aus Bischöfen, Großen des Reichs und Gelehrten, von denen sich namentlich vier stattliche Figuren auszeichnen. Dieselben sitzen vor dem Thron auf Stühlen und halten Gesetzbücher, von denen zwei als die Lex Salica und Lex Romana bezeichnet sind. Mehrere Gestalten der zahlreichen Gesandtschaft haben die Stufen des Thrones betreten und überreichen ehrerbietig ihre Geschenke. Rechts im Hintergrunde sieht man im Freien das Ende des Zuges, der durch Elefanten geschlossen wird. Durch die romanische Bogenstellung in der Mitte schauen die Kuppeln einer Kirche.

Zwei andere Compositionen aus dem karolingischen

Sagenkreise sind erst später in Dresden ausgeführt worden und tragen ganz das Gepräge der letzten Zeit seines Schaffens. Ich führe sie indeß an dieser Stelle auf, um diesen Cyklus zu schließen. Die erste, „Karl der Große und die aachener Heilquelle", entstand in der Absicht, sie vielleicht im Treppenhause des Rathhauses der alten Kaiserstadt auszuführen. Es war nämlich der Frankenkaiser, der die warmen Quellen fassen ließ und ihre Heilkraft dem Volk öffnete. Wir sehen ihn im Herrschervornat, geschmückt mit der sechseckigen Krone, auf welcher das Kreuz prangt, ernsten Blickes und mit langem Bart in einer Art von Thron auf den steinernen Platten sitzen, welche den Brunnen zu seinen Füßen einfassen, indeß die heißen Dämpfe gleichsam wie Weihrauchwolken um ihn heraufquellen. Auf der linken Hand trägt er das Modell zum aachener Dome, mit der rechten umfaßt er die symbolische Gestalt der Quelle, die nymphenartig zu seinen Füßen kniet. Sie hat das Haupt sinnend gesenkt, die herabfallenden Haare sind von einem Schilfkranze umwunden, das faltige Gewand reicht bis zum Gürtel. Im Arm hält sie einen schlangenumwundenen Stab, die Hand deutet auf die dampfende Quelle. Neben dem Kaiser liegen Scepter und Reichsapfel auf einem Kissen, auf der andern Seite gewahrt man ein Steinwappen mit dem Reichsadler. Den Hintergrund bildet die Umgegend von Aachen.

Die letzte Zeichnung bezieht sich auf eine bekannte Anekdote aus dem Leben Karl's. Der Kaiser bemerkte nämlich mit Verdruß die zunehmende Kleiderpracht seiner Hofleute, die aus Welschland herübergekommen war. Als dieselben daher einst im höchsten Putz zu einem Feste

erschienen, ordnete er eine Jagd an und führte die Herren in den dichten Wald. Auf der Composition sehen wir links einen fliehenden Eber, den ein Jäger, hoch zu Roß hinstürmend, fast mit dem Speere erreicht. Neben ihm reitet der Kaiser in kurzem Rock und mit mächtigen Stiefeln. Er hält sein Pferd so kurz im Zügel, daß es sich unwillig bäumt, und schaut sich nach seinem Gefolge um, das mit Hindernissen aller Art kämpft. Ein Ritter reitet eben durch einen seichten Bach, als ein am Ufer stehender Dornstrauch seinen Mantel packt und herabzerrt. Ein anderer, dem der Zügel entfallen ist, hält sich mit Mühe an der Mähne seines Pferdes, das ungeduldig voranstrebt. Einem dritten wird der Mantel über den Kopf gezogen. Seitwärts aber stehen Bauern und lachen aus vollem Halse, während auf der kaiserlichen Burg im Hintergrunde die Damen, die über die Brüstung lehnen, sich gleichfalls über die Verlegenheiten der unjagdmäßigen Herren lustig machen.

Der junge Künstler dachte, daß er sehr bald mit den aachener Arbeiten beginnen könne. Er beschäftigte sich deshalb mit dem Plane, eine Reise nach Rom zu unternehmen, um dort an den Fresken Michel Angelo's und Rafael's zu studiren und womöglich seine ersten Cartons in der Siebenhügelstadt im Anblick der größten Musterbilder dieses Faches anzufertigen. Leider sollte er aber nicht so rasch zu einem gedeihlichen Ziel gelangen. In Aachen entbrannte nämlich ein Kampf über die Art und Weise, wie das Rathhaus zu restauriren sei. Es trat dort eine Partei auf, welche behauptete, der Krönungssaal hätte in seiner ursprünglichen Gestaltung nach den Längenseiten hin Fenster

und die Aufgänge von den Seiten besessen, sodaß man nach Norden den Markt und nach Süden das Münster übersehen habe, die Fenster der Südseite seien später zugemauert worden, es handle sich aber um eine Herstellung in diesem Sinne, sodaß der Raum von allen Richtungen her, wie dies ja auch das Princip der gothischen Baukunst wäre, vielfaches Licht erhalte. Drang diese Meinung durch, so fielen die Wände der Südseite, auf welche Rethel seine Bilder malen sollte, weg. Diese Partei verwarf denn auch ganz und gar eine malerische Ausschmückung und brachte eine Aufstellung der siebenunddreißig in Aachen gekrönten Kaiser, sowie farbige Fenster und vergoldete Capitäle und Gurte in Vorschlag. Eine andere Partei wollte sich dagegen die Gemälde aus dem Leben Karl's des Großen nicht nehmen lassen. Diese entgegengesetzten Ansichten wurden mit Heftigkeit für und wider erörtert. Man behauptet, es hätten auch confessionelle Tendenzen obgewaltet, die strengen Katholiken wären gegen Rethel, der protestantisch war, aufgetreten, man würde lieber einen orthodoxen Künstler an der Spitze des Unternehmens gesehen haben. Wenn wir indeß gerecht sein wollen, so müssen wir gestehen, daß sich für die Gegner der Malereien vom architektonischen Standpunkte aus viele Gründe aufstellen ließen. Für den Fortgang des Werks, das schließlich aber doch zu Stande kam, war dieser Zwist inzwischen von den traurigsten Folgen, denn er dauerte bis in das Jahr 1846.

So hatte Rethel denn wieder Zeit genug, um sich mit andern Werken zu beschäftigen. Es möchte indeß zu bezweifeln sein, daß er sich in Bezug auf dieselben mit der alten Freudigkeit der Arbeit hingab, zumal da er von

Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr hoffte, endlich die aachener Fresken beginnen zu können. Diese Hoffnung wurde indeß nicht selten durch Nachrichten von den widerwärtigen Streitigkeiten in seiner Heimat getrübt, ja sie drohte sogar mitunter ganz und gar zu schwinden. Man kann sich leicht denken, daß ein solcher Zustand den hellen Schöpfungsgeist in herber Art trübte.

In der That lassen die folgenden Bilder, so trefflich sie gedacht sind, in der Oelmalerei vieles zu wünschen übrig. Zunächst ist hier ein kleineres, im Besitz des Herrn von St.-George in Frankfurt befindliches Bild: „Kaiser Max an der Martinswand", auf dem wir den kühnen letzten Ritter an einem gefährlichen Felsvorsprunge mit der Armbrust entdecken, aufzuführen. Daran reiht sich ferner der „Eintritt Karl's V. ins Kloster zu St.-Just". Das Gemälde sowie die Zeichnung gehört zu seinem Nachlaß. Wir sehen den alten lebensmüden Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, von einem Mönche begleitet, die Stufen des Klosters emporsteigen. Der Abt geht ihm entgegen und legt seine Hand segnend auf die kaiserliche Stirn. Draußen im hellen Sonnenschein reitet das Gefolge von dannen. Der Pförtner aber schließt die Thür. In ganz kleinem Maßstabe und nur als Skizze ist eine Anekdote aus der Geschichte Kaiser Heinrich's IV. ausgeführt. Dieser Herrscher starb bekanntlich zu Lüttich, während der päpstliche Bann auf ihm lastete, und wurde deshalb erst fünf Jahre später zu Speier im Dome beigesetzt. Während dieser Zeit nun stand sein Sarg auf einer kleinen Maasinsel, und ein Mönch, der einer dunkeln Sage nach sein natürlicher Sohn war, hielt Wacht und

Andacht bei der Leiche, indem er Gebete verrichtete und Bußpsalmen sang. Auf der Skizze gewahrt man den Sarg mit dem todten unglücklichen Kaiser, dem einst sein eigener Sohn den Purpur abriß, vor der offenen Thür der Mönchszelle. Der Sargdeckel ist aufgehoben und steht angelehnt, der Hermelinmantel, der die Leiche bedeckt, ist zurückgeschlagen, und so zeigen sich die starren verstummten Züge des Todten. Der Mönch liegt aber, inbrünstig aus dem Buche betend, auf den Knien. An der Erde erblickt man die Glocke mit zerbrochenem Schwengel und das schwarz verhüllte Kreuz als Zeichen des Banns. Im Hintergrunde erheben sich die Thürme einer Stadt. Diese Skizze gehört der Schwester des Künstlers. Ferner ist noch ein seiner Gattin gehöriges Bild von mehr als lebensgroßen Dimensionen zu nennen, das die Heilung des Lahmen durch Petrus und Johannes darstellt. Wir befinden uns unter antiken Palästen. Links stehen die schönen erhabenen Apostelgestalten, vor ihnen der Lahme, im Hintergrunde sind drei Zuschauer sichtbar. Schließlich ist hier noch ein humoristisches Genrebild aufzuführen, das dem Beschauer Bauern zeigt, die vor der ersten Eisenbahn erschrecken.

Daß die genannten Gemälde in der Composition wieder höchst interessant sind, wie dies ja bei allen Werken des Künstlers der Fall ist, kann nicht in Abrede gestellt werden. Die frische lebendige Empfindung, die bei ihm stets ungemein wirksam blieb, scheint aber unter dem schwerfälligen Colorit mehr oder minder erstarrt. Man sieht immer deutlicher, daß der Geist des Künstlers sich nicht das Oelbild, sondern die Frescomalerei als Ziel ausersehen hat. Er dachte offenbar seine Gemälde nunmehr alle in monumen-

taler Weise. Merkwürdigerweise nimmt auch die Zahl der Oelbilder eher ab wie zu.

Dafür finden wir den Künstler aber mit sehr vielen Compositionen beschäftigt, die ihm für buchhändlerische Unternehmen aufgetragen sind. Es hatte nämlich damals die Zeit begonnen, wo man in Deutschland, dem Beispiel Frankreichs und Englands folgend, eine Menge von illustrirten Werken herausgab. Rethel's Talent für diesen Zweig war schon durch die „Rheinsagen" bekannt geworden, weshalb er denn auch bald für einige Blätter des Nibelungenliedes gewonnen wurde. Die betreffende Ausgabe ist jene von Gotthart Oswald Marbach herrührende, bei O. Wigand im Jahre 1840 publicirte Uebersetzung, an deren Illustration auch E. Bendemann, Julius Hübner und H. Stilke mitgearbeitet haben. Ihre Zugaben werden aber durch die Rethel'schen, die den urdeutschen kräftigen Heldengeist der Dichtung in höchst origineller Weise wiedergaben, bei weitem übertroffen. Von seiner Hand sind die zehn letzten Blätter entworfen; dieselben bilden die Illustrationen zu den Abenteuern 21, wie Chriemhilde zu den Hunnen fuhr, zu 26, wie Dankwart Gelfrathen erschlug, zu 27, wie Rüdiger Günthern empfing und worin die Schildübergabe dargestellt ist, und zu den Abenteuern 30 bis 39, nämlich, wie die Burgunder mit den Hunnen stritten, wie sie die Todten hinauswarfen, wie Iring erschlagen wird, wie die Königin den Saal verbrennen ließ, wie der Markgraf Rüdiger erschlagen wird, wie Herrn Dietrich's Mannen alle erschlagen wurden und wie Günther, Hagen und Chriemhilde erschlagen wurden. Wenn man auch Peter von Cornelius das unbestreitbare Verdienst lassen muß daß er den gewaltigen

Gestalten des Nibelungenliedes die ersten Typen gegeben hat, an die jeder folgende Darsteller anzuknüpfen genöthigt sein wird, so stellt sich doch bei der Betrachtung der Rethel'schen Compositionen heraus, daß er in denselben nicht allein die echte Auffassung unsers Nationalepos besaß, sondern auch mit seiner eingeborenen Originalität die Arbeit begann und vollendete. Der Ton der Dichtung ist in den Zeichnungen höchst eigenthümlich wiedergegeben. Wir werden in ihnen an die alte Holzschnittmanier erinnert, bei der man an Albrecht Dürer und seine Zeitgenossen gedenkt, wenn man sich auch zugleich sagen muß, daß hier der moderne Geist mitgemeißelt hat. Manche Blätter sind in Arabeskenform gehalten, andere haben architektonische Hintergründe im Stil der romanischen Kunst. Die vorgeführten Gestalten zeigen überall die ganze Kraft und Fülle, die dem männlichen Geiste des Zeichners in so hohem Grade eigen war. Auch ist stets jene weise Oekonomie beachtet, welche mit möglichst wenigen Figuren die betreffende Handlung darzustellen sucht. Es ist eigentlich schade, daß Rethel nicht das ganze Nibelungenlied bearbeitete. Er würde uns ein treffliches Gegenstück zu den Blättern von Cornelius' Hand hingestellt haben, denn während jener sich gewiß am besten zur encyklischen Darstellung jener gewaltigen Dichtung paßte, war dieser vorzugsweise zur Holzschnittillustration des Textes geeignet.

Daran reihen sich die Illustrationen zu Rotteck's „Weltgeschichte", welche zur Zeit im Verlag von Georg Westermann erschienen und im Jahre 1848 als „Album historischer Skizzen" vorzugsweise für den Vertrieb in Amerika als einzelnes Buch herausgegeben wurden. Die ersten

zwanzig Blätter sind im Jahre 1841, die beiden darauffolgenden 1843 und die zwei letzten 1844 gezeichnet worden. Die Vervielfältigung hat durch den Stahlstich stattgefunden. Offenbar war auch hier der engumgebende Raum dem Künstler zur vollständigen Entfaltung seines Talents hinderlich, denn er mußte sich bequemen, seine Gedanken auf kleine Octavblätter zusammenzudrängen. Er hat deshalb auch in diesem Werke wieder die kurz zusammenfassende Art und Weise, die wir in alten Holzschnitten finden, gewählt. Eine Beschreibung der einzelnen Compositionen würde mich zu weit führen, ich will sie aber der Reihenfolge nach aufzählen. Das erste Blatt zeigt uns Moses, welcher den Aegypter erschlägt. Daran reiht sich Lykurg, der den Spartern den kleinen Charitaos als ihren rechtmäßigen König darstellt. Dann folgen: Perikles bei dem Tode seines Sohnes, Hannibal auf seinem Zuge gegen Rom, Thusnelda, die im Triumph zu Rom aufgeführt wird, die Zerstörung Jerusalems, Attila auf seinen Kriegsfahrten, Mohammed's Flucht, Karl der Große bei der Taufe Wittekind's, der zweite Kreuzzug mit dem Kampf um die Mauern von Jerusalem, Rudolf von Habsburg, wie er nach dem Interregnum die Ruhe in Deutschland herstellt, Gutenberg und seine Erfindung der Buchdruckerkunst, Luther, welcher die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlägt, Gustav Adolf's Landung in Rügen, Karl XII. in der Schlacht von Pultava, Maria Theresia, die, ihren Sohn auf dem Arme, die Ungarn um Hülfe angeht, Washington, der die amerikanische Verfassung beschwört, die Erstürmung der Bastille, Napoleon in einer Kriegsscene, Herzog Friedrich Wilhelm's von Braunschweig Tod bei Quatrebras,

der Spanier Riego mit der Constitution von 1812, Missolonghi und der griechische Freiheitskampf, Diebitsch im Balkan und die Julirevolution von 1830.

So klein diese Zeichnungen, die sich im Besitz des Buchhändlers Herrn Georg Westermann in Braunschweig befinden, auch erscheinen und so mangelhaft sie auch hin und wieder durch den Stahlstich wiedergegeben sind, so offenbart sich in ihnen doch die große umfassende historische Anschauung des Künstlers in höchst origineller Weise. Zunächst überrascht uns wieder die merkwürdige künstlerische Oekonomie, die mit den kleinsten Mitteln die größten Wirkungen hervorbringt, denn die dargestellte Thatsache tritt uns überall compact und prägnant entgegen. Dabei ist der Charakter der verschiedenen Zeiten, Völker und Rassen in meisterhafter Art wiedergegeben. Wie trefflich weiß der Zeichner die Juden von den Griechen, die Römer von den Karthagern, die ersten Christen von den Mohammedanern zu unterscheiden. Germanische, romanische und slawische Volksthümlichkeit ist mit der größten Schärfe auseinander gehalten, um von den Mongolen, welche in einem Attilabilde vorkommen, ganz zu schweigen. Alterthum, Mittelalter, Renaissance und moderne Zeit sind sofort erkennbar. Es ist dabei zugleich eine ungemeine Kenntniß des Costüms entwickelt. Aber auch die Persönlichkeiten, deren Porträts wir kennen, sind mit der vollständigsten Naturtreue wiedergegeben. So erhalten diese Arbeiten nicht allein für den Kunstfreund einen ausgezeichneten Werth, sie sind auch trefflich geeignet, der Jugend einen Begriff von den verschiedenen geschichtlichen Epochen beizubringen und sie über die ethnographischen Unterschiede der Völker zu belehren.

In dieser Beziehung steht Rethel unendlich über den Illustratoren aus der ersten Kunstperiode unsers Vaterlandes.

Auch an der bei J. G. Cotta im Jahre 1850 erschienenen Bilderbibel hat Rethel theilgenommen. Die wenigen von ihm gelieferten Zeichnungen beziehen sich auf das Neue Testament. Eine Darstellung Jesus, der während des Sturmes durch eine öde Landschaft schreitet, scheint die Stelle zu illustriren: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt“ (Ev. Luc. 9, 58). Die Stimmung ist vortrefflich. Eine zweite Darstellung bezieht sich auf das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Cana (Ev. Joh. 2). Dieselbe ist weniger hervorstechend. Daran reiht sich ferner ein Blatt: „Die Bekehrung Sauli auf dem Wege nach Damascus“ (Apostelgesch. 9), das sich durch seine außerordentliche Wirkung auszeichnet. Paulus liegt auf die Erde gestreckt, sein lediges Pferd steht furchtbar erschreckt mit weitgeöffneten Nüstern neben ihm. In den Wolken erscheint dem Bekehrten die Gestalt Christi. Den Schluß bildet endlich die Befreiung des Paulus und Silas aus dem Kerker (Apostelgesch. 16). In welche Zeit diese Arbeiten fallen, ist mir unbekannt. Sie sind aber äußerst edel, kräftig und plastisch, sodaß man die geringe Theilnahme Rethel's an diesem Bibelwerke bedauern muß. In seinem Nachlaß befinden sich übrigens auch noch ein paar Blätter, die Gegenstände des Neuen Testaments behandeln, nämlich die Steinigung des Stephanus, bei welcher Saulus eine Hauptrolle spielt, und Paulus und Silas, welche von den Athenern, die Opferthiere herbeischleppen, musiciren

und Kränze bringen, für Götter gehalten und als solche verehrt werden. Ob sie zu demselben Zweck bestimmt waren, konnte ich nicht erfahren.

Wenn man dem Künstler hin und wieder den Vorwurf gemacht hat, seine Compositionen neigten sich zu sehr der Holzschnittmanier in den alten Chroniken zu, so ist hier der Grund dieser Erscheinung aufgedeckt. Es sind übrigens mehr Arbeiten solcher Art wie Zeichnungen und Bilder im größern Publikum bekannt, welche diese Meinung doch wesentlich modificiren würden. Wer aber hat geistvoller für den Holzschnitt gearbeitet? Wer ist pragmatischer als er in chronistischen Zeichnungen? Wer drückt in den Illustrationen die Thatsache schärfer, straffer und bestimmter aus?

Ein sehr belebendes und anregendes Ereigniß war nun für Rethel eine im Jahre 1842 unternommene Reise nach Dresden, über welche er an seinen Bruder Otto, der vom Kaufmanns- zum Künstlerstande übergegangen war, berichtet. Ich theile den Brief mit, weil er als eine merkwürdige Urkunde aus dem Leben des Künstlers gelten kann und uns seinen Standpunkt zur Kunst trefflich auseinandersetzt.

**Frankfurt a. Main**, 16. Mai 1842.

Lieber Otto!

Meinem Versprechen gemäß sei die Beschreibung meiner interessanten Reise, von der ich seit drei Tagen wieder zurückgekehrt bin, Dir geweiht, in der Voraussetzung, daß das rein Künstlerische in derselben von speciellem Interesse für Dich sein wird. — Doch ehe ich beginne, begrüße ich

Euch alle, Mutter, Emma und Dich, auf das herzlichste und hoffe, daß mein Schreiben nach angenehm verflossenen Feiertagen Euch wohl und gesund in Eurer freundlichen Wohnung antreffen werde.

Den 27. April um halb zehn Uhr abends rollte ich zum östlichen Thore der Stadt in die geheimnißvoll vom Mond beleuchtete Nachtlandschaft hinaus. Ich saß im Vorderwagen und zwar in der Mitte; links und rechts mir noch unbekannte Gestalten. Ein paar Versuche zur Unterhaltung scheiterten und nach einer halben Stunde wurde geschlafen, das heißt nach Umständen. — Hanau, Gelnhausen mit seinem kaiserlichen Palast von Friedrich Barbarossa sah ich so halb und halb. Gegen Morgen wurde es entsetzlich kalt, welches ich in meinem Paletot nur an den Beinen sehr spürte. In dem alten und fettgemästeten Pfaffen-Fulda wurde gefrühstückt; es liegt sehr schön, rings mit Bergen umgeben, auf denen etwa vier bis fünf Klöster sich erheben. Die Natur war hier sehr zurück, kaum bemerkte man das herannahende Frühjahr. — Bald hörten die Laubhölzer auf und das Nadelholz bezeugte, daß man sich dem Thüringerwalde näherte. Die Gebirge tauchten immer höher vor uns auf, und nach dem Mittagessen, wo, weiß ich nicht mehr, erhielten wir den ersten sächsisch-weimarischen schwefelgelben Postillon. Entsetzlich hatten wir vom Staub zu leiden, doch trotzdem entging schwerlich etwas meinem herumstreifenden Blick, und was mich als Künstler namentlich sehr beschäftigte, waren die höchst malerischen Trachten der Landleute. Es war Sonntag, daher alles im besten Staat; auffallend mittelalterlich kamen mir manche vor, dabei sehr reich und kostbar. Eine

derselben, eine weibliche, war höchst pikant; das ganze Costüm mit Kopfbedeckung schwarz und nur am Saume des Rocks eine breite grüne Sammtstreife, darüber ein schneeweißer kurzer Mantel mit weißen Spitzen, der aber nur die Hälfte der Figur bedeckte. — Gegen vier Uhr nachmittags stiegen wir einen gewaltigen mit dichtem Tannenwald besetzten Berg in schwüler Gewitterluft langsam und keuchend hinauf; oben angelangt, nach einer kurzen Biegung um eine Ecke sah ich so recht in den Thüringerwald hinein und mir gegenüber auf höchst malerischen Gebirgshöhen die alte und merkwürdige Wartburg mit ihren reformatorischen Erinnerungen; dabei das liebliche Eisenach — es war ein herrlicher Anblick, ein recht deutsches Bild. Mir war es, als wenn ich auf tüchtigen altdeutschen Bildern einen ähnlichen Hintergrund schon oft gesehen. Hier vergaß ich ganz, daß ein großmodernes Frankreich in der Welt besteht und wie ein langsames Gift alle gemüth- und herzerwärmende Nationalität zu verdrängen sucht. — Leid that es mir, nicht die Burg näher kennen zu lernen. — Von Eisenach kamen wir denselben Abend nach dem wunderschönen Gotha; hier wurde zu Nacht gespeist und nun ging es in die zweite wenigstens für mich schlaflose Nacht hinein. Gegen zwölf Uhr nachts rollten wir über die Zugbrücke von dem alten und großen Erfurt; ich war in meinem Geburtslande, in Preußen; unsere Päße wurden visirt und wir sammt Gepäck in einen andern Wagen hineingeladen. Recht freudig hörte ich vom Postillon statt des bisherigen Horns die preußische Posttrompete schmettern, und in großer Aufregung und Erwartung dessen, was die nächste Zukunft bringen würde, ging es weiter. Weimar sah ich auch;

im Dunkeln lag mir nicht viel daran. — Bei aufgehender Sonne begrüßten wir die schönen Saalgegenden mit ihren historischen Punkten, so das Schlachtfeld bei Saalfeld, die Stelle wo Herzog Christian von Braunschweig gefallen; die benachbarten Häuser nebst Kirche hatten viele der französischen Kanonenkugeln in ihren Wänden aufzuweisen. Ueber der Saale lernte ich das alte Schulpforta, Naumburg und andere Städte kennen. Die Gegend wurde nun flacher und immer flacher und ich betrat den großen traurigen Kampf- und Tummelplatz der ganzen europäischen Welt. — Bald waren wir in Lützen; zum andern Thore hinausgefahren, erblickten wir dicht an der Chaussee den Stein und die Stelle, wo der große Gustav Adolf gefallen. Es ist durch ein eisernes Monument geschmückt und erregt gewiß die seltsamsten Gedanken. Um halb zwei Uhr nachmittags fuhren wir in Leipzig ein und zwar an der traurigen Stelle, wo der unglückliche Poniatowski in der schlammigen Elster ertrank. Der Besitzer des Gartens hat ihm nicht weniger wie drei Monumente setzen lassen. — Vom Posthause ließ ich mich gleich mit meinen zwei Nachtsäcken an den Bahnhof bringen, nahm einen Platz für fünf Uhr auf den zweiten Platz nach Dresden und trabte nun so lange in der Stadt herum, besuchte den classischen Auerbach's Keller, dachte an Faust und Mephisto, sah ein paar Kirchen, hörte in einer zufällig einen Candidaten zum Fortlaufen predigen, welches ich denn auch that, und saß um fünf Uhr neben einem echten Leipziger auf der Eisenbahn. Schnurstracks saust dieselbe über das Feld der Völkerschlacht und mein redseliger ältlicher Begleiter erzählte aus treuer Erinnerung, was er von diesen vier

Tagen wußte, zeigte mir die Stellen, wo Napoleon stand, wo die Sachsen übergingen, wo die Russen, Oesterreicher und Preußen ihre Batterien aufgefahren, wo das furchtbarste Blutbad war. — Schnell aber sehr unangenehm sausten wir daher, denn diese Bahn stößt entsetzlich. Wir fuhren über einen prächtigen Viaduct über die Elbe; alsbald tauchte rechts in der Dämmerung das alte Meißen mit seinem Dome auf; eine Unzahl von Weingärten, Land- und Lusthäusern bezeichneten, daß wir uns einer großen Stadt näherten. Schön, sehr schön sind die Elbufer! Bald erkannte ich die bekannten barocken Kirchthürme Dresdens und ein geller Pfiff und wir waren da. — Ein Reisegefährte, der dort bekannt war, hatte die Güte mich über die herrliche Elbbrücke in die eigentliche Stadt zu führen, und bald hatte ich meinen Gasthof. Wie ich die Nacht schlief, könnt Ihr Euch denken; den andern Morgen, nachdem ich frisch gewaschen und mit von Sand und Dreck entleerten Augen die Welt wieder ansehen konnte, suchte ich meine düsseldorfer Collegen auf. Nach einigen Quergängen fand ich dieselben in einem herrlichen Atelier auf der Brühl'schen Terrasse. Professor Hübner und Erhart nahmen mich auf das herzlichste auf; später fand ich auch von Der und Nerenz und diese standen der. andern nicht nach. Große, große Freude hat mir diese echt collegialische Aufnahme gemacht, besonders Erhart war mein treuer Paladin, er führte mich auch zu den unvergeßlichen Kunstgenüssen. — Nun zur himmlischen Galerie! Vorher aber meine Feder und mein Gedächtniß frisch zugespitzt! — Nach der Reihe, wie sich diese Kunstwelt bei jedem meiner Schritte in den großen Sälen des Galeriegebäudes entrollte, mag ich Dir

sie nicht beschreiben, sondern gleich zu dem Kerne übergehen, und dieser ist die Sixtinische Madonna von Rafael. Lieber Otto, daß Du eine Ahnung des wahrhaft Göttlichen der Kunst in Dir trägst und überzeugt bist, daß unter ihr etwas Höheres zu verstehen ist, als einen Hering mit Zwiebel zum Greifen wahr zu malen, setze ich voraus, und dies bestimmt mich einen Versuch zu machen, durch dieses elende Mittel Dir den Eindruck zu schildern, den das Bild auf mich gemacht hat. Durch den Kupferstich wird es Dir hinlänglich bekannt sein, doch, du lieber Gott, auf welche Weise! Eine wahre Schändlichkeit wäre die Vervielfältigung, wenn nicht die gute Absicht das Geschehene einigermaßen milderte, denn kaum einen Schatten hast Du von dem Bilde und dazu noch einen sehr schlechten. Denke Dir das Bild lebensgroß, sodaß die vordern Engel kolossal wirken, in einem tiefen erschütternden ernsten Ton gemalt; links und rechts hangen die schönsten Bilder von Correggio, Jul. Romano, Pancio Cavallo (?) u. a., welche aber nur als reicher, prächtiger Hofstaat dieses Werkes zu betrachten sind, und deren Aufwand in schönen durchaus poetischen Farben nur die himmlische und wirklich rührende Anspruchslosigkeit bei vollem Bewußtsein einer ungeheuern Ueberlegenheit und Kraft der Auffassung und innern Anschauung, dieser Ausgießung eines heiligen Geistes zu heben geeignet sind. — Der Ausdruck des kleinen Christuskopfes ist derart, daß man ihn nicht eine Viertelstunde ertragen kann; eine ganze Welt liegt in seinem Blick. Er ist der für die Sünden der Menschen sich Aufopfernde und zugleich der im Jüngsten Gerichte Richtende. Das Auge flammt, wird größer und immer größer, die Lippen scheinen

sich zu bewegen, das Erschütterndste ist bei diesem gewaltigen Leben des Ausdruckes die äußere Ruhe der ach! wundervollen kindlichen Gestalt. Keine Gesticulationen mit Arm und Bein, die kindlichsten Formen, dabei aber herrlich, großartig modellirt. Und wie sind die Formen verstanden! es schwebt aus dem Bilde, und mir war es jedesmal (ich sah das Bild sechs Tage hintereinander täglich), als wenn der Vorhang eben auseinander gezogen und leicht wie eine Feder, wie im Gedanken die Mutter mit dem Kinde erscheint, jetzt da ist und im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden droht. Das ist eine Himmelskönigin und mehr wie liebende Mutter. Ach! und nun der alte Papst Sixtus kniend, mit der linken Hand zum Bilde hinausweisend, die rechte nach der Brust neigend und mit einem vertrauungsvollen, festen, kräftigen, ja donnernden Auge sich zu der himmlischen Erscheinung neigend und um Gnade für die außerhalb des Bildes Stehenden bittend. Wie ist der gemalt! In einem einfach durchaus goldenen Mantel, weißem Untergewand, tiefbraunem Gesichte mit grauem Bart und Haar; und wie sind die Licht- und Schattenmassen in dem Bilde beobachtet; nahebei wie in der größten Entfernung bleibt Bewegung, Modellation und Ausdruck eben klar und verständlich. Und nun die beiden Engel unten — wie die technisch gemalt sind, versteht man gar nicht. Offenbar waren sie zuerst nicht, denn durch die beiden Engel sieht man die darunter sich befindlichen Wolken, so leicht und dünn sind dieselben hingeschaffen, und welcher Ausdruck in den Kinderköpfen! Unsereins wäre froh einem Christus einen solchen Ausdruck geben zu können, und im Vergleich mit dem des

Christuskindes sind sie bei weitem untergeordnet, und es fällt dem Beschauer bei denselben wieder ein, daß er ein Menschenwerk vor Augen hat. Großer, großer Meister! Ja, er muß eine Art von Vision gehabt haben, denn das Ganze ist glühend warm aus seiner Seele ohne Abkühlung der Vorstudien und bei gänzlichem Vergessen der Außenwelt hingemalt, vielleicht ihm selbst unbegreiflich; — es soll sein bestes Oelbild sein. Welcher Schatz in Deutschland! Ich bin wie trunken; den Genuß, den ich vor dem Bilde gehabt habe, wiegt mir kein Königreich auf, und vor dem Bilde habe ich recht tief und mit innigem Danke den Werth des Himmelsgeschenkes erkannt, welches mir zu Theil geworden und zunächst darin besteht, von einem solchen Werke so recht ergriffen zu werden. Zugleich hat mich dieses Bild beruhigt und eine herrliche Bestätigung gegeben, daß der Weg, den Veit mir angibt, der rechte sei. — Außer diesem Rafael'schen Bilde sind noch vier bis fünf große Bilder von Correggio, worunter aber die berühmte „Nacht" und „Die büßende Magdalena" mir fast am schwächsten gefielen. Dieser Meister ist seiner Individualität nicht treu geblieben und mir ist hier grell der böse Einfluß von unberufenen und dummgelehrten Kunstschwätzern entgegengetreten, denn was in dem einen Bilde (offenbar aus seiner jüngern Zeit) als reizende Eigenthümlichkeit seiner künstlerischen Denk- und Gefühlsweise außerordentlich anzieht, aber auch ängstigt, daß bei dieser Art ein paar Haar breit weiter man leider gezwungen sei, dieselbe als traurige Manier ohne Gefühl zu verdammen, geht leider, meines Erachtens, vielleicht durch solchen Einfluß aus den drei andern in seiner ältern Zeit gemalten Bildern hervor. —

Ferner war mir ein wahres Gaudium der Anblick der venetianischen Bilder. Das ist eine Pracht der Farbe; auch componirt haben diese Herren, ebenso gezeichnet. Ich wollte den stillfrommen und duldenden Thränenkünstlern, die da meinen, ein gen Himmel geschlagenes Auge und eine recht einfältige Silhouette der Figur sei der Abdruck eines echt christlich demüthigen Künstlergemüths, ich wollte, denen könnte ich die große „Anbetung der drei Könige" von Paul Veronese vorführen, und wenn sie dann nicht diese Fülle von Poesie vereint mit einer etwas derben aber herzerwärmenden christlichen Anschauung erkennten, dieses Hurrah, dieser Triumph der Farbe, das Blut in ihren blau gewordenen Fingern zurückführen würde, dann sollte man sie dörren und als kopflose Fastenfische einem Dominicanerkloster zuschicken. — Das waren Maler, Otto! — Außer diesem Bilde sind von demselben Meister noch ein herrliches Familienbild einer venetianischen Patricierfamilie, welches nicht zu beschreiben ist, ferner eine Hochzeit zu Kanaan, eine Kreuzschleppung (aus seiner Jugend), eine Auffindung Mosis vorhanden. — Vom herrlichen Tizian ist zunächst ein großes Bild vorhanden, vorstellend eine Madonna umgeben von Heiligen, unter denen eine büßende Magdalena vor allem ins Auge fällt, offenbar ein Porträt. Diese Kühnheit der Farbenzusammenstellung ist unglaublich; jede Wirkung sowol der Farben als wie von Licht und Schatten sind auffallend entschieden; bei einer durchaus malerischen Wirkung sind die Figuren streng plastisch modellirt, die Pinselführung richtet sich durchaus nach der Form, offenbar unbewußt; er konnte es eben nicht anders. Wäre er Bildhauer gewesen, würde er in

der Bearbeitung des Thons mit der Hand dieselben Bewegungen gemacht haben; schon darin liegt ein außerordentliches Verstehen und unbewußtes Fühlen der Formen; dann geht aus der ganzen Behandlung des Bildes nichts weniger als wie ein System hervor, überall ein Sichgehenlassen, dabei aber ein unerbittliches und glühendes Verlangen, sein Seelenbild treu auf die Leinwand zu bekommen, und war dasselbe gelungen, dann erst redete er durch sein Werk zu der Mitwelt. Vorher gewiß ganz frei von aller Eitelkeit und ohne Gedanken: wird das Effect machen? wird das den Leuten gefallen? Wegen dieser außerordentlichen Genialität und Individualität scheinen mir die historischen Werke dieses Meisters für einen nicht ganz selbständigen Künstler sehr gefährlich zu sein; ihn zu verstehen und verehren zu lernen, scheint mir eine schwere aber fruchtbringende Aufgabe zu sein; aber nur nicht durch dieses leichte Genügen von bloßen Andeutungen, die, ich leugne es nicht, etwas außerordentlich Anziehendes haben, und man bei ihm ach! kaum zu rügen wagt, sich irre machen lassend, sondern wieder zur Sixtinischen Madonna zurückkehren, um wieder zurecht sich zu finden, aber auch manche Verwandtschaft dieser Meister zu erkennen. — Das berühmte Bild „Der Zinsgroschen“ von Tizian ist außerordentlich, aber scheint mir seinen Meister etwas zu verleugnen. Ich habe an den andern, wozu auch vier bis fünf wundervolle Porträts gehören, mit größerer Freude und Begeisterung gestanden. — Ferner sah ich die ersten Bilder von Palma, welche höchst merkwürdig und eigenthümlich geistig sind, zuerst mir etwas fremd, nachher, bei näherer Bekanntschaft immer anziehender waren. Der Mann

war bei tüchtiger Färbung ein großer Verehrer der Antike; dies beweist eine lebensgroße ruhende Venus, und ist gewiß diese Vereinigung der Grundpfeiler zu dem Alleredelsten in der Kunst. — Von den ältern Italienern sah ich einen herrlichen Christus (ganze Figur zum Bilde hinaus segnend) von Joh. Bellinus; von demselben das Porträt eines Dogen, das größte Charakterbild, so ich in meinem Leben gesehen. Dann ein herrliches Bild „Die Taufe Christus" von Francia, welches durch seine Innigkeit der Auffassung und Schönheit der Linien sowie durch den Reiz der Formen höchst belehrend ist. — Von deutschen Meistern sah ich die herrliche Madonna von Holbein; mit Stolz und Freude sieht man dieses vaterländische Werk sein Haupt mit Selbstgefühl und Würde emporheben und kühn dem Besten der Ausländer sich zur Seite stellen. Durch den allerdings mangelhaften Kupferstich wird es Dir schon bekannt sein. Rechts und links von der Madonna knien die Glieder einer Familie; ein rührend frommer Sinn geht durch das Ganze, man fühlt sich hingezogen, es ist ein Gottesdienst in deutscher Sprache. Außer mehreren Porträts ist die Sammlung der Deutschen dort schwach, dagegen außerordentliche Bilder der Niederländer befinden sich dort, worunter namentlich die Porträtbilder van Dyck's „Die drei Kinder Karl's I. von England" und „Karl I." selbst hervorragen. — Aus den dortigen Rubens habe ich mir nicht viel gemacht, doch nicht zu vergessen ist seine große „Löwenjagd" und „Waldlandschaft mit einer Sauhetze" und ein Bild unter dem Namen „Der Liebesgarten" bekannt, alle drei des Namens dieses damals großen Diplomaten in der Kunst würdig. — Von dem Heere der

Uebrigen laß mich schweigen, nicht weil sie schlecht, als vielmehr weil ich sie nicht gesehen. — Ja, Otto, da mußt Du auch einmal hin. — Außer der Galerie sah ich noch die große königliche Canalettosammlung, welche vom siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vieles hat, aber von früher gar nichts. Auch lernte ich die wahrhaft schöne Umgebung Dresdens näher kennen, sah in der Ferne die Sächsische Schweiz mit ihren barocken Formen, welche aber durch das dahinterliegende Riesengebirge gemildert doch einen schönen Anblick gewährt. Auch das neue Theater besuchte ich und gefiel mir sehr. — Nach sieben genußvollen Tagen verließ ich dies zweite Florenz und auf dem bairischen Eilwagen rollte ich über das Erzgebirge gegen Süden ins schöne Frankenland hinein, und zwar nach Bamberg. Die Beschreibung meiner fernern Reise und von meinem fünftägigen Aufenthalt in Nürnberg werde ich später im zweiten Schreiben nachfolgen lassen. Für jetzt nimm vorlieb. Nochmals viele Grüße an Euch alle und schreibe bald Deinem Bruder

Alf. Rethel.

In derselben Zeit begann der Künstler eine neue großartige Arbeit, die jedenfalls den ersten Rang neben seinen aachener Compositionen einnimmt. Sie besteht in einem Cyklus von sechs Aquarellzeichnungen, welche den Zug der Karthager über die Alpen unter Hannibal darstellen. In der That eine kolossale Aufgabe, an welche sich nur ein hoher Geist mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen konnte. Die alte Geschichte bietet kaum irgendeine Unternehmung, welcher ein großartigerer und gewaltigerer Plan zu Grunde lag. Bis zu dem Wagniß des genialen punischen Feld-

herrn hatte die Uebersteigung der Alpen für eine Unmöglichkeit gegolten. Wenn auch einzelne kühne Männer sie überklettert haben mochten, so war doch niemals ein Kriegsheer hinübergeführt worden. Hannibal unternahm das Werk im Jahre 218 vor Christus. Es war eine That, welche nur die kühnste Phantasie ersinnen konnte, aber es war auch eine That der kühnsten Phantasie bei dem darstellenden Künstler, der hier die gewaltigsten Töne anstimmen mußte, um die rechte Wirkung hervorzubringen. Per aspera ad astra! Rethel wagte den Wurf, nachdem ihm Dr. Hechtel aufs neue den Livius als die hauptsächlichste Quelle erschlossen hatte, und der Wurf gelang vollkommen.

Das erste Blatt, welches im Format etwas kleiner ist als die übrigen Zeichnungen, dient gewissermaßen als Einleitung in den Cyklus. Der Künstler führt uns in die höhern Alpenregionen zwischen Eisfelder und Gletscher. Die Sonne hat aus dem Schnee die Reste eines karthagischen Mauerbrechers geschmolzen, die von Hirten, welche im Spätsommer ihre Ziegen auf diese Höhen treiben, gefunden und voller Staunen als nie gesehene Dinge betrachtet werden. Zwei Männer und eine Frau sitzen, Grauen und Verwunderung in allen Mienen und Bewegungen, auf einem Felsstück. Vor ihnen steht ein alter weißbärtiger Hirt auf seinen Stab gestützt und zeigt ein solches Leben in den gewaltigen Zügen, daß man seine Worte fast zu hören glaubt. Hinter ihm wird halb verdeckt sein Genosse sichtbar, welcher den Arm erhebt und auf die gigantischen Eiszapfen und überhängenden Felsmassen deutet, durch welche der Weg geführt haben soll. Der Alte scheint aus seiner Erinnerung zu erzählen, wie

er als Knabe die gewaltigen karthagischen Krieger gesehen habe, vor denen die Gebirgseinwohner in wildem Schrecken flohen und von welchen doch so manche im Kampfe mit der wilden, fürchterlichen Natur untergehen mußten. Die auf dem Boden liegenden gebleichten Pferdeknochen und der Elefantenschädel, der aus dem Schnee sieht, sind gewissermaßen die lebendigen Zeugnisse für seinen schauerlichen Bericht.

Das zweite Blatt zeigt uns die Karthager, welche über die Druentia setzen und beim ersten Anblick der Alpen staunen. Auf demselben sind die verschiedenen Völker und Stämme, die dem Heere Hannibal's folgen, trefflich charakterisirt. Man erkennt sofort die Karthager an ihren Helmen, die schwarzen Nubier an den farbigen Tüchern um die Häupter, die braunen Abyssinier an ihren weißen Kleidern auf den hohen Rücken der Elefanten. Krieger zu Pferd und zu Fuß setzen durch das Wasser, hier umgestürzte Bäume als Brücken benutzend, dort durch die Fluten watend und die Kleider auf dem Schilde über dem Haupte tragend. Die Hirten, welche ihnen den Weg gezeigt haben, stehen auf ihre Stäbe gestützt am Ufer und betrachten mit grimmigen Blicken die eindringenden Fremdlinge. Alle haben für sie den Wunsch des Untergangs. Einer greift sogar ans Messer. Im Hintergrunde flieht ein Weib, ihr Kind auf dem Arme, mit wehenden blonden Haaren. Vorn aber hockt eine greise Alte in braunes Gewand gehüllt mit einem Stabe. Ein Korb mit weißen Rüben steht neben ihr. Wie sie regungslos, das Auge fest auf die stolzen Krieger geheftet, dasitzt, gleicht sie einer Sibylle, welche den Untergang der stolzen Männer im

Geiste vorherahnt. Im fernen Gebirge erblickt man eine phantastische Gestalt, die gewissermaßen den Geist der Alpen darstellt. (Livius L. XXI, C. XXXII.)

Auf dem dritten Blatte ist das karthagische Heer schon höher in das Gebirge gelangt. Neben den Mühen des Weges müssen die Krieger hier auch die Feindseligkeiten der wilden Bergbewohner erdulden, die auf den Gipfeln und Vorsprüngen versteckt, Baumstämme und Felsblöcke auf sie niederstürzen. Im Hintergrunde liegt ein erschlagener Hirt, neben dem ein heulender Hund sitzt. Vorn wird die Leiche eines Führers auf seinem Pferde vorbeigeführt. Das edle Thier geht mit gesenktem Haupte und kann durch den Mohren, der es am Zügel leitet, kaum vom Abgrund zurückgedrängt werden. Nebenbei sinkt ein Krieger von dem Stein einer Schleuder getroffen und klammert sich im Todeskampfe an einen Kameraden, der wild nach dem Thäter zeigt, während andere die Speere erheben, um nach demselben zu schleudern, indeß der kühne Sohn der Alpen entflieht, und, die Wolfshaut auf dem Kopfe befestigt, an seinem langen Stabe über den Abgrund springt. Hinter ihm strecken Bauern, von denen man aber nur die Köpfe sieht, ihre Spieße vor; ihre Hunde bellen die Feinde an. Inzwischen zieht sich das Heer in entschiedener Unsicherheit die Felsenwege hinan. Manche sehen sich ängstlich nach den drohenden Gefahren um, andere rufen sich Warnungen zu. Ueberdies saust der Sturm in den Bäumen und weht den Kriegern die Mäntel über die Köpfe. (Livius L. XXI, C. XXXIII.)

Das vierte Bild führt uns in eine tiefe Felsenkluft, wo wir zwischen aufgethürmten Eisblöcken ein Bild der

Vernichtung gewahren. Ein todter Elefant mit zerbrochenen Zähnen, ein verendetes Pferd, ringsum Leichen von Menschen. Sie alle sind durch einen Gletscher gebrochen. Die Bäume der Schlucht erscheinen geknickt von der Wucht des Falles. Mäntel hängen an den Zweigen. Ein zersplitterter Ast ist einem Krieger durch die Brust gefahren. Der todte Mann hängt daran mit nach unten baumelndem Kopfe. Das einzig Lebende in dieser Scene des Schreckens sind zwei Geier, die auf dem Elefanten sitzen, und ein Raubthier, das heranschleicht, um ihnen den Fraß streitig zu machen. — Weht nicht allein in einem solchen Gedanken eine gewaltigste Künstlerphantasie? (Livius L. XXI, C. XXXIII.)

Auf dem fünften Bilde finden wir die Karthager in der Schneeregion. Sie schreiten zwischen den gewaltigen Eismassen wie durch Säulenhallen einher. Voran dem Zuge gehen die führenden Hirten mit den Leithunden. Ihnen folgen die Elefanten mit dem Oberfeldherrn und die Krieger, die ihre Todten und Kranken tragen. Man sieht in der Ferne den Zug, der sich aus der Tiefe heraufbewegt. Ueberall herrscht Ermattung, Niedergeschlagenheit, Unsicherheit, Schrecken. Hier sucht ein Greis verhüllten Hauptes mit dem prüfenden Stab seinen Weg, indeß sein Sohn ihn zurückdrängt, um eine sichere Stelle zu finden. Zwei andere schreien beineben laut auf, weil ihr Gefährte eben in den Abgrund stürzt. Man gewahrt nur noch ein Stück seines Mantels und eine Hand, deren Finger sich krampfhaft in das Eis krallen. Der furchtbarste Todeskampf spricht aus diesem Glied. Drüben aber am Wege erblickt man eine Gruppe Erfrorener, die in ihre Mäntel

gehüllt zusammenkauern. Welche Verzweiflung in dem erstarrten, vom Tode gebleichten dunkeln Antlitz des Afrikaners. (Livius L. XXI, C. XXXV.)

Auf dem letzten Blatte zeigt sich nach lauter Drangsal, Jammer, Vernichtung und Tod das ersehnte Ziel. Auf einem Felsenvorsprung steht Hannibal, zuerst Er selbst, ein Held, der über die Alpen in Italien eindringt. Während zwei Nubier neben ihm die wunderlich gekrümmten Hörner blasen, deutet er auf die reiche Ebene voll Frucht und Wein, die sich im Grunde dehnt. Ein Adlerpaar fliegt schreiend vor ihm auf als Boten zukünftiger Siege. Die nachfolgenden Krieger blicken staunend hinab. Ueberall ist Freude. Hoch wehen die Fahnen von Seguntium. Das Ziel ist erreicht. (Livius L. XXI, C. XXXV.)

Außerdem findet sich in der Hinterlassenschaft des Künstlers noch ein Entwurf zu einem Blatte, das er später verworfen hat, obgleich es reich an bedeutenden Motiven ist. Ohne Zweifel hatte er die Absicht, auf demselben die Unsicherheit der Schneegefilde zu schildern, denn mitten im Eis öffnet sich vor den Erschrockenen ein Abgrund. Einzelne sinken in die Tiefe, andere streben sich emporzuarbeiten. Das Grauen und Entsetzen vor dem drohenden Untergang und die Anstrengungen, ihm zu entgehen, sind meisterhaft ausgedrückt.

So wenig Beschreibungen auch im Stande sind, ein Bild in seinem wahren Charakter wiederzugeben, so glaube ich, daß doch aus diesen skizzirten Umrissen Züge einer so wahrhaft genialen Phantasie hervortreten, wie sie nur das Eigenthum eines größten Künstlers sein kann. Vielleicht ist Rethel's Talent in diesen aquarellirten Blättern sogar

zur höchsten Entwickelung gekommen. Sie enthalten vielleicht die eigenthümlichste Entfaltung seines Geistes, der weit über die Schilderungen des Historikers hinausgreifend, gewaltig und mächtig poetisch schaffend dahinstürmt. Die bildende Kunst der neuern Zeit möchte kaum größere Dinge hervorgebracht haben.

So gewaltig und erhaben diese Zeichnungen aber auch genannt werden müssen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie hin und wieder Spuren einer fast krankhaft überreizten Phantasie aufweisen. Es sind hier Töne angeschlagen, die etwas Grauenhaftes, Schreckenerregendes, Gespensterhaftes haben. Der Geist des Künstlers steht vor uns, wie die Offenbarung einer Sibylle oder vielmehr wie eine geheimnißvolle Runenschrift, denn was uns hier vor die Augen tritt, gemahnt weniger an den Süden wie an den Norden. Es sind die Geheimnisse des germanischen Geistes, die ganz wunderbar und fabelhaft zur Erscheinung kommen. So fragen wir uns denn, sind hier nicht schon die ersten leisen Spuren jener Krankheit zu erkennen, welche den Künstler später ergriffen hat, oder wirkte jener eigenthümliche Flug der Phantasie, der uns in diesen Blättern auffällt, in einer Weise, daß er die Krankheit veranlaßte? Aber das ist ein Räthsel, das niemand zu lösen weiß.

Daß Rethel den Hannibalzug schon in Frankfurt begann, unterliegt keinem Zweifel; ob er ihn dort oder in Rom vollendete, habe ich nicht mit Sicherheit erfahren können. Jedenfalls machte er im Jahre 1844 eine Fahrt über die Alpen. Die folgenden Briefe sind in Rom geschrieben.

Rom, 31. September 1844.

Liebe Mutter!

Sei mir gegrüßt! Ueber die Alpen hinaus werfe ich Dir und den übrigen meine Küsse und Grüße zu. Heiß gehen sie von hier fort und das ewige Eis der Gletscher wird sie nicht abzukühlen im Stande sein. Ach, was habe ich nicht alles in den vierzehn Tagen meiner Reise Großes, Herrliches gesehen! Mit dem Gewaltigsten, was die Schöpfung aufzuweisen hat, habe ich gleichsam gespielt! — Wie ich geschrieben, so reiste ich auf den Samstag den 14. September morgens sieben Uhr von Frankfurt ab, hatte eine herrliche Fahrt über die Bergstraße bis Heidelberg und, o Wunder! bis Darmstadt in Begleitung des glücklichen Candidaten Holthausen nebst Gemahlin. Von Heidelberg ging es mit der Eisenbahn weiter nach Kehl, sodaß ich die erste Nacht meiner Reise im Angesicht des alten Strasburg zubrachte. Morgens ging es auf französischem Boden weiter; ich sah flüchtig die herrliche Stadt und lernte später auf der Bahn nach Basel das prachtvolle Gebirge der Vogesen zur Rechten, den Schwarzwald zur Linken und den Jura vor mir kennen und zwar in der schönsten Beleuchtung. Den Sonntag Nachmittag spazierte ich in Basel auf schweizerischem Boden fidel herum und den andern Tag ging es bei etwas trübem Wetter ins Innere des Landes hinein. Ein Land der Wunder! Ach, so etwas läßt sich nicht beschreiben, man wird fast von der Riesennatur erdrückt und dies steigerte sich immer mehr, als es von Luzern über den Vierwaldstätterse dem Sanct-Gotthard entgegenging. Links der Rigi, rechts der Pilatusberg, vor mir

der Sanct-Gotthard, an den Ufern das Rütli, die Tellsplatte, der Weg nach Küßnacht, Bürgeln, wo Tell geboren; in Altdorf, wo er gefangen genommen, stieg ich wieder ans Land. Eine Stunde später ging es längs der Reuß den Sanct-Gotthard im Eilwagen hinauf; es war acht Uhr morgens, als wir abfuhren, fuhren fast ununterbrochen den ganzen Tag und langten erst den Nachmittag um fünf Uhr auf der höchsten Höhe an. Dann ging es auf entsetzlich jähem Wege hinunter und in der Dämmerung der Nacht hörte ich weiter nichts als italienisch sprechen. Da überkam mich doch eine Wehmuth! Die Tour über den Sanct-Gotthard werde ich Euch mündlich zu beschreiben versuchen. Beim Aufgang der Sonne fuhren wir auf lombardischem Boden; große Feigenbäume, zahme Kastanien und der silbergraue Oelbaum mit Myrten und Cypressen begrenzten den Weg. Eine warme Luft wehte uns an und ich lernte die herrlichen Seen von Como und den von Lugano kennen. Como, die Stadt, hat einen ganz orientalischen Charakter, mit Kuppeln auf den Kirchen, flache Dächer, große Galerien mit reichem Schnitzwerk an den Häusern. Nachdem die Landschaft, je mehr wir uns Mailand näherten, immer langweiliger wurde, erreichten wir endlich in der fürchterlichsten Hitze diese Hauptstadt der Lombardei. Bald im Gasthof untergebracht, um vier Uhr nachmittags, wie Sitte ist, zu Mittag gespeist, sah ich noch den Abend im letzten Sonnenstrahl den herrlichen, ganz von weißem Marmor aufgeführten gothischen Dom und hatte später noch die Frechheit, das berühmte Theater (La Scala) aufzusuchen, worin ich denn bei trefflicher Aufführung mehrere merkwürdige Stunden zubrachte. Es

ist etwas Außerordentliches und entspricht seinem Ruf. — Durch eine dumme Einrichtung der italienischen Post, wonach nur eine bestimmte Anzahl von Plätzen zu vergeben sind, war ich gezwungen, ein paar Tage länger hier zu bleiben; dafür sah ich aber auch die Stadt von außen und innen. Unter den Kunstwerken, das „Abendmahl" von Leonardo da Vinci, das „Sposalizzio" von Rafael, den Carton zur Schule von Athen von Rafael, mehrere andere Bilder von Leonardo da Vinci und prachtvolle Gemälde von Luini. Wäre Otto doch nur bei mir gewesen! — Ferner sah ich herrliche Paläste und Kirchen. Endlich ging es von da weiter nach dem herrlichen Genua; nach einem halben Tag und einer Nacht waren wir da. Mitten in der Nacht überstiegen wir die verdächtigen Apenninen und ich sah den Morgen, o prachtvoller Anblick! die Sonne in dem Spiegel des Mittelländischen Meeres sich spiegeln. Ich erhielt im Hotel ein wundervolles Zimmerchen mit der Aussicht auf die See und den Hafen. Kaum aber in Genua angekommen, erhob sich ein starker Sirocco, der denn zur Folge hatte, daß ich von Sonntag Morgen bis den Donnerstag Abend dort liegen mußte bleiben. Alle Schiffe von Marseille und Nizza blieben aus und die von Neapel, Corsica, Spanien kamen an. Die See war prachtvoll, unvergeßlich; der Schaum der Wogen flog weit über die Befestigungswälle in die Stadt hinein. Den Mittwoch beruhigte sich die See und den Donnerstag Morgen lag der Dampfer Virgilia bereit, uns weiter zu führen. Meine Seefahrt war äußerst günstig und lustige Gesellschaft auf dem Schiffe, auch ein Maler, ein Sachse, der nach seiner zweiten Heimat Rom wollte,

indem er schon fünfzehn Jahre dort verlebte. Alle Nationen waren da, in allen Mundarten hörte man reden. Von Genua bis Civita-Vecchia kostet der zweite Platz auf dem Dampfschiffe sechzig Francs, zwei Mittagessen mit einbegriffen. Nachts blieb man bei dem schönsten Wetter natürlich lange munter; zur Linken fortwährend die Küste Italiens in schwarzen Silhouetten, auch hatten wir das eigenthümliche Schauspiel, vorn an der Spitze des Schiffes, wie Schnellläufer, zwei prächtige Delphine lange Zeit daherschießen zu sehen, große Thiere, etwa fünf bis sechs Fuß Länge; sie glänzten im Mondenschein wie Silber. Gegen elf Uhr trat auf dem Schiffe allgemeine Stille ein; jeder kroch in sein Kajütenbett, doch viele streckten sich auf dem Decke hin, unter denen ich denn auch war. In meinen Mantel gehüllt, habe ich auf einem Ballen ziemlich gut geschlafen. Prachtvoll war der Sonne Aufgang, unvergeßlich, aber nicht wiederzugeben. — Um sieben Uhr landeten wir in Livorno, ein rechter Seehafen, vollgespickt auf den Wällen mit Kanonen und in dem Hafen mit Schiffen aller Nationen. Hier sah ich Tuneser-, Griechen- und echte Türkenschiffe. — Nachdem wir eine Stunde Quarantäne ausgehalten, durften wir ans Land steigen. Um drei Uhr, nach dem Essen, sollte unser Dampfer wieder weiter segeln, leider nicht Zeit genug, um mit der Eisenbahn nach dem nicht fernen alten Pisa hin und her zu fahren und zugleich alles zu sehen. In Livorno hatte ich es bald satt und machte, daß ich wieder auf das Schiff kam. — Zur festgesetzten Zeit ging es weiter, wieder die Nacht durch, ebenso schön wie die vergangene, nur mit dem Unterschied, daß auch auf der Seeseite und vor uns in weiter Ferne Eilande und Inseln

auftauchten. Um halb sieben Uhr abends wurden uns die blassen Umrisse von Corsica und von der Insel Elba gezeigt; um drei Uhr in der Nacht fuhren wir ganz dicht an der letztern vorbei, ein stolzes hochgebirgiges Eiland. — Um halb acht Uhr morgens waren wir in Civita-Vecchia. — Die nach Rom wollten, wurden mit päpstlicher Vorsicht, aber sehr höflich ausgepackt, und nachdem wir durch verschiedene Bureaux wieder durchgewandert und Koffer und Compositionskiste wieder plombirt, befanden wir uns alle wohl und vergnügt in zwei großen und bequemen Postwagen. Von Seekrankheit habe ich nichts gespürt, obgleich doch hier und da einer über Bord hing. — Von Civita-Vecchia ging es nun um zwölf Uhr mittags nach römischer Art in voller Carrière zum Festungsthore längs der See hinaus gen Rom. Hier hatte die Landschaft schon einen sehr ernsten, stilvollen, höchst malerischen Charakter; beinahe zwei Stationen lang geht es längs dem Ufer der See hin und herrlich wehte uns in einer bedeutenden Hitze die Seeluft Kühlung zu. Alle Hügel und Thäler sind bedeckt mit Grün, der gemeine Strauch ist die Myrte und Cypresse, dann kommen Immergrün und Korkeichen, zwischen denen sich der wilde Wein bis hoch in die Gipfel hinaufschlängelt. Die höhern Gebirge sind kahl und von der Sonne braunroth verbrannt, und auf diesem tiefen Grunde die silbergrauen ungeheuern römischen Ochsen mit Hörnern von drei Fuß Länge zu drei- bis vierhundert in einer Heerde begleitet von ihrem Führer (campagnole), der zu Pferde in seiner Sammtjacke, spitzem Hut, großen ledernen bis zum halben Schenkel hinaufreichenden Kamaschen, mit einer Art Spieß bewaffnet, ein würdiger Geselle zu diesen wilden

Bestien ist. Bei einem Kloster an der See sah ich die erste Palme hoch im Freien grünen. Nun komme ich zu einem Punkte meiner Reise, der sehr ernster Art war. Unser Train bestand nämlich aus zwei schweren Postwagen mit vielem Gepäck; ich und mein College befanden uns im Coupé des zweiten Wagens munter und fidel. Auf einer Anhöhe angelangt, machte unser Postillon halt, geht nach dem Hintertheil des Wagens, wir dachten um zu hemmen; unsere vier Pferde haben aber keine Lust zum Stehenbleiben, setzen sich in Bewegung in dem Augenblick, wo der Hauptwagen vor uns in der Tiefe verschwindet. Wir denken noch unsern Postillon den Pferden in die Zügel fallen zu sehen, aber er bleibt aus, der Wagen fährt zu scharf zu, um selbst hinauszuspringen und dies zu bewerkstelligen; mein Compagnon will mit aller Gewalt doch hinaus, ich lasse es nicht zu, wir ringen im Coupé untereinander. Währenddem saust der schwere Wagen ohne Führer den steilen Berg hinunter, die Pferde gehen durch, ich meinen Begleiter mit aller Kraft festhaltend, während ich im Innern des Wagens das Schreien der übrigen Passagiere höre; doch, Dank dem Himmel! der Wagen bleibt mitten im Wege und ein zufälliges Zurückschauen eines Postillons des vordern Wagens, der schon ganz ruhig in der Ebene fuhr, brachte den zum Stillstehen, machte Alarm, und die kräftigen Arme des Conducteurs, jenes Postillons und eines Fremden fingen die wilden Pferde auf und wir waren gerettet. Ich glaubte, alles sei im Wagen geblieben, doch zwei französische Geistliche, die im Innern saßen, hatten die Unbesonnenheit, hinauszuspringen. Es war ein trauriger Anblick, diese armen Männer zu sehen, über und

über mit Staub und Blut bedeckt, namentlich der ältere, ein sehr würdiger Mann. Ihm hingen die Fleischlappen im Gesicht herunter. Wie unser Wagen endlich stand, hatte ein Engländer aus unserm Wagen nichts Eiligeres zu thun als herauszuspringen und unserm Postillon eine fürchterliche Ohrfeige zu ziehen; das war Oel ins Feuer, die beiden Postillone vom vordern Wagen drehten ihre Peitschenstiele um, nahmen Partei für ihren Kameraden und nun gab es noch zuletzt eine allgemeine Holzerei, in der aber letztere von der Ueberzahl der Passagiere überwältigt, fürchterlich zusammengeprügelt wurden, sodaß sie ganz kleinlaut zu ihren Pferden sich zurückzogen. Nun ging es an ein Verbinden der armen Leute; sie hatten, Gott sei Dank, noch ganze Knochen, und so lief denn alles, den fürchterlichen Schrecken abgerechnet, noch ziemlich gnädig ab. Daß diese Geschichte mir aber in etwas die schöne Tour verdarb, werdet Ihr natürlich finden, und meine Gedanken erhielten nur dann erst eine andere Richtung, als ich in der Ferne den kolossalen Sanct-Peter leuchten sah. — Prachtvoll war meine Einfahrt in Rom, dicht an Sanct-Peter, an seinen ungeheuern Colonnaden vorbei, zwischen denen die berühmten Fontainen im Silber des Mondes rauschten. Bald war ich im Hotel und eine gute und erquickende Nacht, die erste in Rom, setzte mich in würdigen Stand, dem Gewaltigen dieser Stadt mit Muth entgegenzutreten. Näheres über dieses zweite Meer, so ich noch erst kennen lernen muß, im nächsten Briefe. Für dieses mal lebt wohl!

Ein zweiter Brief, der in einer Abschrift vor mir liegt und kein Datum hat, lautet folgendermaßen:

Rom mit seiner Umgebung und seinen Kunstschätzen ist etwas Außerordentliches, jeder Gang ist belohnend, bietet etwas Großes, etwas Neues dar, aber das Volk paßt schlecht zu dieser Pracht der Landschaft. Ich habe es bis-jetzt nur von erbärmlicher Seite kennen gelernt; darin steht Deutschland himmelhoch über Italien. Trotzdem habe ich herrliche Stunden erlebt, doch erst mit Ruhe genossen, als ich eine ordentliche Wohnung mit Atelier gefunden. Zur Arbeit ist bereits alles in der Ordnung und habe schon ein paar Studien gemalt, denn die hiesigen Kunst-eindrücke spornen zur Arbeit und in den Werken der alten Meister habe ich die Bestätigung gefunden, daß ich auf dem rechten Wege bin. Dies verdanke ich dem Veit. Dank aus voller Seele ihm! — Wahrhaftig es ist etwas Mächtiges und Großes um die Kunst und ihre wahren Jünger! Jeden Donnerstag ist der Vatican dem Publikum geöffnet; daß ich da nicht fehle, versteht sich von selbst. Zuerst das Gebäude mit seinen ungeheuern Räumen und seinen vortrefflichen Eintheilungen; jede, sowol die antiken wie die christlichen Kunstschätze sind in gewissenhafter Ord-nung aufgestellt, unter den Antiken manches Original, welches ich in Gipsabguß schon bewunderte und kannte, aber um wie viel schöner und herrlicher! Ferner die ägyp-tische Sammlung, klein aber prachtvolle Exemplare! Dann geht es allmählich zu den christlichen Kunstschätzen über, wo denn die prachtvollen Tapeten nach Cartons von Rafael den würdigsten Anfang machen. Dies sind bedeutungsvolle Werke des großen Meisters und verweile ich bei denselben fast am liebsten. Dann kommt die eigentliche Galerie und zunächst begrüßt uns das Prachtbild von Rafael, die „Ma-

donna von Foligno", die „Verklärung Christi", die „Himmelfahrt der Maria", beide von Rafael, auch ein großes Bild von Dominichino u. s. w. Nachdem man auf diese Weise vorbereitet ist, kommt man in die vier oder fünf Säle, geschmückt mit den großen Fresken von Rafael — diesen Himmel der Kunst. Die Compositionen waren mir längst bekannt, aber so ein Originalfrescobild von Rafael vor der Nase zu haben, so darin herumzuschwelgen, je länger je mehr, das hat etwas auf sich, dies sind Kapitalaugenblicke im Leben eines Künstlers, die nachhaltig sind und in Bezug auf Frescomalerei für mich im höchsten Grade wichtig, denn eine solche Farbenwirkung und Stimmung habe ich nicht erwartet. Kommt man nun endlich ganz betäubt und ungewöhnlich erregt auf die Galerie der Logen hoch in der Luft wieder ins Freie, so schmettert der schönste und fast totale Anblick von Rom mit dem Albaner- und Sabinergebirge im Hintergrunde den Beschauer fast zu Boden. In den Logen selbst an der Decke wieder Bilder von und nach Rafael. Es ist zu viel; erst bei meinem letzten Besuche hatte ich einen wahrhaften Genuß. Der kolossale Nachbar des Vatican, der Sanct-Peter, der allerdings auch nur einmal in der Welt vorkommt, ist nicht nach meinem Geschmack. Seine ungeheuern Dimensionen verfehlen gewiß auf keinen ihren Eindruck, und besonders gut macht sich der Bau in Masse zur Stadt und Landschaft, aber ich hatte, wie ich durch dieses Meer von Reichthum und Pracht wandelte, curiose Gedanken, und jede Basilika in der Stadt war mir doch noch lieber und ich bedauerte im stillen, daß soviel Geld und guter Wille nicht in eine geschmackvollere Zeit gefallen. Ja,

diese Basiliken sind ernste Bauten, da tritt man leise auf und gibt ernsten Gedanken Audienz. Ueberhaupt das ältere Rom und namentlich das antike, das ist mein Terrain. Ach, so einen leuchtenden Abend auf dem Forum romanum, vom Capitol durch den Titusbogen längs dem Kaiserpalast nach dem Colosseum, links und rechts himmelhohe, in den tiefsten Farben glühende Tempelüberreste, die alte Straße unter seinen Füßen, hier und da zwischen dem Heidengemäuer mit Benutzung der vorhandenen Reste Kirchen und Klöster mit einzelnen schlanken Palmen und schwarzen Cypressenalleen, und nun zwischen diesen pikanten Silhouetten blitzt entweder das nahe Albaner- oder ferne Sabinergebirge in ebenso scharfen Contouren und himmlischen Farben durch, so klar, daß man nicht allein die Ortschaften, sondern die in ihrer Nähe liegenden Villen der römischen Großen ganz deutlich erkennt. Ein solcher Abend macht einen neuen Menschen und man vergißt das ekelhafte moderne Rom mit seinem sehr ordinären Corso, wohlverstanden hier ist nur von den Menschen die Rede. Der Corso als Straße ist ganz besonders, aber das Treiben darin gerade auf solchem Hintergrunde unverzeihlich, und ich vermisse in solchen Augenblicken eine mir liebe Gesellschaft. Was nun die hiesige moderne Kunstwelt anbelangt, so gefällt mir diese nicht, und ich hege ein recht heißes Verlangen nach meinem gewohnten frankfurter Kunstkreis. Hier sind fünfhundert Künstler ohne Dilettanten, die vielleicht ebenso viel ausmachen, von allen gebildeten Nationen der Welt; der bei weitem größere Theil huldigt der modernen Kunst und speculirt demnach auf den Fremden und mit Glück, ist aber bei diesem Manöver so verachtungs-

würdig, so aller Würde bar, und leider stehen da die Deutschen obenan, daß es ein Jammer ist. Wie ihr Sinn, so ihr Machwerk; raisonnirt, schlecht gemacht, gelobhudelt, kritisirt wird untereinander, wie vielleicht beim Thurmbau zu Babel. Im Gegensatz zu diesen, ganz extrem sind diejenigen, so der rechten Kunst, der religiösen oder historischen, anzuhangen vorgeben, sind aber nicht viel besser, stellen sich auf einen ungeheuern moralischen Kothurn, sind bis obenan mit Gehässigkeit, was sie Consequenz nennen, vollgestopft, leidenschaftlich in ihrem Benehmen und benehmen sich wirklich lächerlich. Dann ist ein kleiner Theil, der neben einem einseitigen Streben in der Kunst den hiesigen Aufenthalt als eine heitere fidele Lustpartie ansieht, und alles, soweit es der Beutel erlaubt, mitmacht. Mit denen ist aber auch gar kein ernstes Wort zu reden, sobald sie von ihrer Staffelei weg sind; mir sind sie aber trotzdem noch die liebsten und bin ich demnach, was mein geselliges Leben angeht, meist unter ihnen, fand auch Pose in dieser Gesellschaft. In zwei hiesigen deutschen Familien bin ich aufs beste aufgenommen, bei Johannes Veit und bei von Roden, beide Künstler. — In dem preußischen Gesandtschaftsprediger Thiele habe ich einen sehr lieben und wichtigen Mann kennen gelernt. Meine Empfehlungsschreiben an den preußischen Gesandten und Herrn Kolbe habe ich noch nicht überreichen können, weil beide abwesend sind, letzterer in Frankreich u. s. w. — Die Umgegend von Rom habe ich auch schon kennen gelernt. Pose, ich und noch ein Landschafter spazierten hinaus in die Campagna beim schönsten Wetter, um den ungeheuern Wasserleitungen einen Besuch zu machen, kehrten in einem einzelnen lachen-

den Wirthshause ein und kneipten bei der herrlichsten Aussicht gut und viel. Nach Tische stiegen wir über die Trümmerhaufen der alten Wasserleitung wieder in die Campagna hinein; auf einmal kommt uns das Gelüste, da wir das Albanergebirge so klar und prächtig vor uns sahen, dort hinzuwandern. Wir zählen unser Geld, es reicht für einen bis zwei Tage aus, und es wurde ausgeführt, was der Moment entworfen hatte. Ich sah von einer Höhe bei Frascati die Sonne an den Fluten des Mittelländischen Meeres untergehen und Rom im fernen Duft mit Campagna, Fluß und Gebirge. Wir besuchten im Mondenschein die herrliche Villa Colonna und gingen den andern Morgen, vom schönsten Wetter begünstigt, das Gebirge entlang durch Eichenwälder und Weinberge über die Trümmer des alten Tusculum, von wo aus ich das Lager des Hannibal übersehen konnte, über Mearino, Castel Gondolfo längs dem Albanersee nach Albano, alles in einem Morgen, stets den Silberstreifen der See am Horizont und Rom zur Rechten; alsdann auf der alten Römerstraße nach Ariccia, auf beiden Seiten die Katakomben und Grabgewölbe der Alten, unter denen sich das der Horatier und Curiatier besonders auszeichnete. Als wir nach Albano zurückkehrten, war unser Mittagessen fertig, es wurde eine gehörige Klinge geschlagen und nach einigem Suchen ein Wagen gefunden, der uns wohlbehalten um acht Uhr abends auf der Piazza Barberini in Rom wieder absetzte. Ein andermal habe ich zu Wagen in Gesellschaft zweier Fremden, eines Herrn von Derwitz (Mecklenburger) und des Barons von Ehrenthal (Böhme), beide höchst liebens-

würdige Menschen, mit denen ich hier viel beisammen bin, und Pose einen herrlichen Nachmittag im Thale der Egeria und am Grabmal der Cäcilia Metella zugebracht, dann gegen Abend besuchten wir die Terrasse des Caracalla und beim Untergang der Sonne waren wir oben auf den Trümmern der Kaiserpaläste und tranken auf das Wohl Deutschlands einen herrlichen Wein, währenddem das Geläute von mehr denn hundert Glocken aus der Stadt zu uns herüberschallte; das war auch nicht übel. Auch habe ich Gelegenheit gehabt, das römische Volk im Tanz und Jubel kennen zu lernen. Ein großes Volksfest in der Villa Borghese; Seiltänzer, Athleten auf Wagen, die von vergoldeten Ochsen gezogen wurden, machten ihre Künste; abends Feuerwerk und zwanzig Ballons, die sich pfeilschnell über die hohen Zinnen der Villa unter unermeßlichem Jubel von wenigstens dreitausend Menschen in die blaue Luft erhoben. Saltarellotänzerinnen und Wagen mit halbmaskirten Frauen mit Pechfackeln und Tamburins in den Händen von einer Landpartie zurückkehrend, ist etwas Alltägliches und wird zuletzt langweilig. Was Essen und Trinken angeht, so ist das das Einzige, was mir vom jetzigen modernen Rom gefällt, unbedingt eine gute Küche und köstliche Weine, aber nicht billig.

Wenn der Aufenthalt in Rom auch hauptsächlich dem Studium gewidmet war, so beschäftigte sich der Künstler doch auch mit eigenen Arbeiten und malte dort namentlich eine „Auferstehung Christi“, die sich als Altarbild in der Nikolaikirche zu Frankfurt a. M. befindet. Das Grab besteht in einem ägyptischen Gewölbe, aus dessen Thür der

Erlöser mit der Siegesfahne in der Linken tritt, während er die Rechte gebieterisch emporhebt. Der Ausdruck der Gesichtszüge erscheint erhaben, mächtig, sieghaft. Der Oberkörper ist nackt, der Unterkörper aber mit einem weißen Gewande bekleidet. Eine mächtige Glorie umgibt die ganze Figur. Unten am Boden gewahrt man drei Wächter. Der vordere scheint zu erwachen und das auf ihn eindringende Licht mit der Hand abzuwehren. Der mittlere wendet sich erschrocken ab und schaut aus dem Bilde heraus. Der hinterste schläft noch. Die aufrecht stehende Gestalt des Heilandes bildet einen wirksamen Gegensatz gegen die zusammengeknäuelten verkürzten Formen der Krieger. In gleicher Weise wirkt das Licht des Erlösers trefflich gegen das Halbdunkel der Wächter. Die Farbe ist kräftig, aber sie gemahnt auch an die Frescomalerei.

Im übrigen fließen die Quellen über die Beschäftigungen unsers Freundes in dieser Zeit sehr spärlich. Weder bei seiner Gattin und bei seinem Bruder noch bei seinen frankfurter Freunden habe ich rechte Auskunft erhalten können.

So kam nun allmählich das Jahr 1846, in dem die aachener Angelegenheit zur schließlichen Entscheidung gelangte. Hören wir, was der Künstler darüber in einem Briefe an seine Mutter berichtet.

**Frankfurt a. M., 3. März 1846.**

Liebe Mutter!

Gestern Morgen langte ich etwas müde von meiner rasch entworfenen und ausgeführten berliner Reise, aber durchaus zufrieden mit dem Resultat derselben, hier im lieben

Frankfurt wieder an. — Daß Ihr sehr gespannt seid, eine nähere Beschreibung meines in jeder Hinsicht brillanten Aufenthalts dort von mir selbst zu erfahren, steht zu erwarten, um so mehr, als eine flüchtige Mittheilung meines Auftretens in den ersten Tagen in Berlin durch die Vermittelung der guten Frau Springsfeld Euch auch zugekommen ist und gerade diese zu den besten Erwartungen berechtigte; so war es denn auch. — Ich wurde von Reumont, meinem einzigen Bekannten von Gewicht, freundlich aber zurückhaltend diplomatisch empfangen, theilte ihm den Zweck meines Dortseins mit und verlangte von ihm die geeigneten Winke und Rathschläge, die mir denn auch nicht gerade genügend zu Theil und sofort befolgt wurden. Meinen Hauptmann fand ich jedoch, wie ich mir es auch vorausgedacht hatte, in dem Herrn von Olfers, Generaldirector sämmtlicher Museen und Galerien, den ich damals in Aachen kennen lernte. Dieser nahm mich herzlich auf und versprach alles aufzubieten, daß die aachener Angelegenheit endlich beendigt würde, und zu diesem Zweck mir eine Audienz beim Könige zu verschaffen und zwar in Begleitung meiner Mappe. Froh und vergnügt zog ich weiter. — Nun ging es an ein ferneres Visitenmachen, beim Minister des Innern Herrn von Bodelschwingh, bei Alexander von Humboldt, Oberbaurath Stüler u. s. w., dann zu den Matadoren der dortigen Kunstwelt, zum alten Director Schadow, den Professoren Rauch, Drake, Begas, Kugler u. s. w., zu mehreren Künstlern, die ich noch von Düsseldorf her kannte; genug, ich war bald gehörig in Berlin bekannt und gekannt. — Nun kamen die Früchte. — Den dritten Tag schon wurde mir durch Reumont die erfreuliche

Nachricht, daß meine Angelegenheit erledigt, in allen Punkten genehmigt und mit dem ausdrücklichen Bemerken, sofort anzufangen, nach Aachen bereits unterwegs sei. Dies wurde mir durch den Generaldirector von Olfers bestätigt und von diesem mir zugleich angekündigt, daß er mich beim Könige gemeldet und ich nächsten Sonntag aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Audienz vorgelassen würde. Inzwischen wurde meine Mappe gesehen, welche nicht verfehlte, ihren Eindruck zu machen. Dem ältern Künstlerverein legte ich sie auch vor und wurde meiner Person und Kunst eine recht angenehme Auszeichnung zu Theil, indem ich mir, nach einstimmigem Beschluß, unter einer Anzahl Originalhandzeichnungen von Chodowiecky, welche den Abend unter den Mitgliedern verlost werden sollte, vorher eine auswählen und solche als Andenken an sie mitnehmen sollte. Dies geschah denn auch. Schadow lud mich zugleich sehr freundlich zu Tische. Ich war fortwährend im Frack und weißen Handschuhen. An Auszeichnung fehlte es mir nicht. Mit dem Generaldirector von Olfers fuhr ich im offenen Wagen einen ganzen Morgen durch Berlin und alle Thüren von Galerien, Sammlungen, Cabineten, Ateliers standen mir offen; überall wurde ich aufs beste empfangen. Dieser Mann bildet in Berlin dasjenige Haus, wo alle Geister von Bedeutung im Felde der Wissenschaft und Kunst sich versammeln; um so ehrender für mich, als ich von ihm freundlichst eingeladen wurde, den Freitag Abend, wo empfangen wurde, ihn und seine Familie mit meiner Mappe zu besuchen. Dies fand denn auch statt, und mir wurde ein wahrer Triumph zu Theil, als man sich um meine Mappe drängte, Damen und Herren aus den ersten und

höchsten Kreisen, und sich das regste Interesse dafür zeigte. Ich war der Löwe des Abends. — Noch bemerken muß ich, daß ich an dem ersten Tage meinen Freund Steifensand, den Bruder des Kupferstechers, auffand, welcher mich gastlich aufnahm und die Ursache war, daß ich in musikalischer Hinsicht auch das Ausgezeichnetste dort kennen lernte und in verschiedenen vornehmen Privatcirkeln sehr interessante Abende zubrachte. — So verlebte ich denn im steten Rausch und Taumel die Woche hindurch, besuchte die prachtvolle Oper, sah „Caterina Cornaro", die Aufführung der „Hugenotten", worin die Jenny Lind die Valentine sang, machte ein Concert mit von Litolf, Vivian u. s. w., und so kam denn der Sonntag heran und mein Besuch beim Könige, der um halb zwei Uhr mittags stattfinden würde; allein um zehn Uhr morgens erschien ein königlicher Jäger, welcher die Audienz auf heute abstellte. Ich war verdrießlich, gab diese Ehre schon im stillen auf, tröstete mich den Nachmittag in Charlottenburg. Zugleich waren Nachrichten der ernstesten Art aus Posen im Umlauf, der Carneval vor der Thür, wo es am Hofe auch lustig hergehen sollte, sodaß dieses Durcheinander von Vorfallenheiten mit Recht die Erwartung eines kaum gekannten Malers vom Rhein in den fernsten Winkel des Hintergrundes zu drängen drohte. Um so größer war meine Ueberraschung, als am Montag Morgen ich durch den Generaldirector ein dringendes Schreiben erhalte, mich den Mittag um halb zwei Uhr im Vorzimmer des Königs mit meiner Mappe einzufinden. Also schnell für gehörige Toilette gesorgt, und um ein Uhr fuhr ich im Wagen in vollem Wichs mit weißer Halskravatte, vorn und hinten galonirte Bedienten, zum Schlosse und

alsbald befand ich mich im Vorzimmer des Königs, wo ich vom dienstthuenden Adjutanten des Königs empfangen wurde und in diesem einen feinen Mann kennen lernte. Einige Minuten später erschien auch mein Generaldirector, welcher mich dem Könige vorstellen sollte. Ich hatte Zeit mich umzusehen und gehörig zu sammeln. Nach einer Viertelstunde ging eine Thür auf. Wir bildeten Spalier und es erschien die gute Königin mit einer Hofdame in der Absicht, eine Spazierfahrt zu machen; im Begriff durchs Zimmer durchzugehen, erblickt sie mich und nachdem sie erfahren, wer ich sei, wurde ich ihr vorgestellt, und nachdem sie einige sehr gnädige Fragen in Betreff meines aachener Unternehmens an mich gerichtet, die gehörig von mir beantwortet wurden, entließ sie mich in Gnaden. Sie erschien mir leidend und sorglich aussehend. — Kurze Zeit nachher erschien aus einer andern Thür ein schwarzgekleideter Kammerdiener, welcher meldete, daß der König bereit sei, uns zu empfangen. Also hinein, und bald stand ich neben dem sitzenden Könige Friedrich Wilhelm IV., welchem ich nun meine Arbeiten zeigte und erklärte. Es bildet dieser Moment den Glanzpunkt meines berliner Aufenthalts, nicht allein was die Ehre anbetrifft, zu einer Audienz zu gelangen, sondern die günstigen Umstände, welche dabei thätig waren: das schönste Wetter draußen, der König aufgeräumt, ja heiter; er nahm sich Zeit, denn die Audienz hat beinahe eine Stunde gedauert. Mit lebhaftem Interesse sah er meine Compositionen, gab zu verschiedenen malen seinen entschiedenen Beifall zu erkennen, lachte, machte Witze und ging dagegen auf die ernstern Blätter auch mit Würde und Ernst tiefer ein, ja, es kamen Aeußerungen vor, welche

für meine künstlerische Zukunft von großer Bedeutung waren, und entließ mich, nachdem er alle Compositionen, was wol eine Arbeit zu nennen war, gesehen, mit den Worten: „Es hat mich recht gefreut, Sie hier gesehen zu haben.“ Mein Generaldirector schien nicht minder zufrieden mit diesem Besuche zu sein und machte mich darauf aufmerksam, daß der König eine halbe Stunde von seiner gewöhnlichen Spazierfahrt mir geopfert habe, indem ich mich auch zu erinnern wußte, daß, währenddem ich meine Sachen zeigte, der Wagen gemeldet wurde und er alsdann sonst sich gleich entfernt, was diesmal also nicht der Fall war. — Von der aachener Malerei war natürlich als von etwas Abgemachtem und Erledigtem die Rede. — Glücklich und ein wenig stolz rollte ich zum Schloß hinaus, um noch gerade recht zu einem Diner zu kommen, welches ich angenommen hatte, und zwar bei einem Herrn Assessor Georg Jung von Köln, dessen Frau eine geborene Stein ist und der den Winter in Berlin zubringt; mir hat es vortrefflich geschmeckt. — Die übrigen Tage brachte ich nicht minder vergnügt zu, tanzte sogar zweimal wieder auf einem Privatball und auf einem großen Maskenball in dem berühmten Kroll'schen Lokale, lernte die prächtige Stadt Berlin von 400000 Einwohnern in allen Theilen kennen und war erstaunt über die wahrhaft große Anlage derselben, die mächtigen Paläste, die breiten Straßen (alle in der Breite der Allee in Düsseldorf). Das königliche Schloß ist das gewaltigste Gebäude, so ich kenne, dabei allenthalben der feinste und raffinirteste Luxus, überall Geschmack und Auswahl; mit einem Wort, der Eindruck, den Berlin hinterlassen, ist ein entschieden günstiger. — Wie ich von allen

empfangen, so wurde ich auch entlassen und es knüpfen sich an diesen Aufenthalt in Berlin Aussichten für mich von der höchsten Bedeutung, von denen ich schon zur Zeit, wenn die Verwirklichung sich realisiren sollte, mit Euch reden werde. — Auf einen Samstag kam ich dort an, auf einen Samstag reiste ich von dort ab, und, nachdem es Tag und Nacht durchging, langte ich wie gesagt gestern Montag früh wieder hier an.

Meine bisherigen Mittheilungen haben Rethel hauptsächlich als Künstler geschildert. Es ist aber Zeit, daß wir ihn auch als Mensch ins Auge fassen. In dieser Beziehung liefern die eingestreuten Briefe den besten Beweis für die trefflichen Eigenschaften seines Gemüths. Wie ist er nicht immer bestrebt, den innigen Zusammenhang mit seiner Familie aufrecht zu halten! Wo er sich auch befindet und Glück und Lust genießt, er wendet sich, sobald er eine freudige Mittheilung zu machen hat, an seine Aeltern, an seine Mutter, an seine Geschwister. Stets ist der erste Augenblick ruhiger Beschaulichkeit den lieben Verwandten gewidmet. In diesem Sinne berichtet er über seine Reisen nach dem Rhein, sowie nach München und Tirol, in diesem Sinne berichtet er von seinen ersten Erfolgen in Frankfurt. Als sein Bruder Otto, der anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt war, seinem Beispiel folgend, sich zur Kunst wendet, weiht er ihm einen langen begeisterten Brief über die dresdener Galerie, um ihn in das gemeinsame Heiligthum einzuführen. Und so bleibt er auch bei seinem Aufenthalt in Rom und in Berlin im engsten Zusammenhange mit der Familie.

Aber er wird auch, sobald er sich eine feste Stellung in der Kunst erwirbt, in materieller Beziehung eine Stütze der Seinigen. In dem Briefe vom 13. August 1838, wo er über den Erfolg und Verkauf seines „Daniel" schreibt, finden sich am Schluß noch folgende Zeilen: „Erhalte ich das Geld, liebe Aeltern, so erhältst Du, liebe Mutter, dreihundert Thaler für Eure Sparbüchse. Dort liegen sie sicher und gut und bilden dann eine Kette, die mich auch im äußern Glück mit Euch, Ihr Lieben, verbinden soll. Ihr mögt damit machen, was Ihr wollt, und glaubt der Versicherung, daß jede Freude und Bequemlichkeit, die Ihr Euch dadurch verschaffen könnt, das Genießen meines Glückes würzt und erhöht und mich das Große meines zu Theil gewordenen Glückes erst recht erkennen läßt. Das übrige Geld, in Abzug was Rahmen und sonstige Ausgaben machen, erhält Herr Springsfeld; es soll mir einst den Weg über die Alpen bahnen. In meiner Freude und meinem Glücke, liebe Mutter, kann ich nicht umhin, Dir abermals meine stete Unruhe und Angst wegen der geheimnißvollen Morison'schen Pillen mitzutheilen. Ich weiß nicht, ich kann und kann kein Vertrauen zu dieser Cur fassen. Momentan sollen sie helfen, doch nachher in ihren Folgen desto schlimmer sein. Ich bitte Dich deshalb aus meinem innersten Herzen, schmeiße sie zum Fenster hinaus; nimm von dem Gelde, was ich schicke, soviel als Du nöthig zu haben glaubst und gehe nach Aachen; pflege Dich dort recht sehr, benutze die Bäder, das Wasser. Haben sie Dir doch im vorigen Jahre gut gethan, und wären nicht andere böse Umstände dazugekommen, Du spürtest jetzt noch die wohlthätige Wirkung. Thue

es, liebe Mutter, und sorgenfrei und froh verfolge ich meine sonst so schöne irdische Laufbahn weiter.“ — Als der Vater des Künstlers, nachdem er in den zwei letzten Jahren in Köln gewohnt und dort bei der Rheinseeschiff-fahrt gewirkt hatte, im Jahre 1839 starb, wurde der treffliche Sohn erst recht das Haupt der Familie, die er in allen Beziehungen mit Rath und That unterstützte. Die Briefe an die Seinigen enthalten eine Menge von ähnlichen Stellen wie diejenige, welche ich oben mitgetheilt habe und welche das trefflichste Herz offenbaren.

Zu seiner alten Mutter scheint der Künstler in einem besonders zärtlichen Verhältniß gestanden zu haben. In einem seiner Briefe klagt er: „Daß Du, liebe Mutter, Dich in diesem Winter besonders angegriffen fühlst, glaube mir, daß dies in der unnatürlichen Milde desselben seinen Grund hat, und wohl weiß ich mich zu entsinnen, daß eine trockene gesunde Kälte ganz gut von Dir ertragen wurde. Der Contrast ist zu groß von diesem zum vorigen Winter. Es kann Dir nicht anders wie nachtheilig auf eine schwächliche Gesundheit wirken. Dagegen denke ich mir, daß das angenehme milde Wetter mit belebendem Sonnenschein seit acht bis zehn Tagen auch Deinen Nerven und Kräften entschieden wohlthätig sein wird. Nur Muth, liebe Mutter! Von den Starken sind wir alle nicht, aber von denen, die durch Ruhe und Heiterkeit des Geistes entschieden auf ihren körperlichen Zustand wirken können, so, was man sagt, zähe Naturen, denen aber Grübelei und Trübsinn sehr gefährlich sind. Also heiter, heiter, liebe Mutter, keine Sorgen!“ Wie schön steht dem Sohne diese kindliche Ermahnung. In der That war aber Rethel auch,

wie fast alle Künstler, der echte Sohn seiner Mutter. Die feine Sorglichkeit seines Geistes hatte er aus ihrem Geiste empfangen. In ihr lebte die eigentliche Heimat seiner Seele. Sein Vater aber hatte ihm wenigstens für die erste Zeit seiner Lebensbahn eine gewisse Heiterkeit und sehr angenehme bewegliche Lebensformen mit auf den Weg gegeben, denn der alte Herr war, trotz mancher trüben und ernsten Erfahrungen, doch stets so glücklich gewesen, sein Haupt hoch zu halten und nicht zu verzagen.

Ich füge noch einen Brief hinzu, der vom 1. Juli 1838 aus Frankfurt datirt ist und in dem er über den Tod seiner Schwester, der Frau Fremery aus Eupen, klagt, weil sich auch in diesen Zeilen der tiefste Zusammenhang mit seiner Familie offenbart.

„Liebe Mutter", so schreibt Rethel, „trauernd, weinend sitze ich hier und versuche meinem bekümmerten Herzen nicht durch Klagen, doch durch tröstliche Mittheilung auch einigen Trost zu verschaffen. Also so sollten die Leiden unserer armen Betti enden! Es ist wahr geworden, was meine Hand seit meiner Rückkehr bei der Eröffnung meiner Stubenthür so oft erbeben machte, glaubend, einen schwarzversiegelten Brief vorzufinden. Hier halte ich ihn jetzt in meiner Hand. Sie ist nicht mehr! Ja, Ihr lieben Aeltern und Geschwister, es ist ein herber, bitterer Schlag. Doch wohl ihr und zugleich uns, daß wir den Anker der Hoffnung an ein belohnenderes, glückseligeres Jenseits in dem festen Glauben unserer Religion befestigen und so unserer trauernden Liebe um die Hingeschiedene eine beruhigende tröstende Stütze verschaffen können. Ja, dieser Gedanke, liebe Aeltern, ist mir noch nie so groß, so herrlich vor meiner Seele er-

schienen und auch nur dieses kann mich mit den unerhörten Leiden und Schicksalen unserer armen Betti aussöhnen. Es ist ihr wohl, und freundlich sieht sie auf uns hernieder und wird Gott für unser Wohl bitten. Liebe, liebe Betti, ich wünsche, ich hätte sie noch einmal gesehen! Nun, liebe trauernde Aeltern und Geschwister, beruhigt und tröstet Euch, auch dieser Kelch, er geht vorüber und dieses Ereigniß wird uns bald nicht mehr so schwarz vorkommen."

Wie an seiner Familie, so hing der Künstler auch mit der innigsten Liebe an seinem Lehrer Philipp Veit. Und hier sind nicht allein Worte, wie wir sie über seinen Meister in den Briefen finden, es sind auch Thaten maßgebend. Der Director des Städel'schen Instituts gerieth im Jahre 1843 in Conflicte mit der Administration der Anstalt. Die Folgen davon waren, daß er seine Stelle aufgab und das ihm eingeräumte Atelier verließ, um nach Sachsenhausen in das Deutsche Ordenshaus überzusiedeln. Es entstanden, wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, Parteiungen. Auch bei den Künstlern hieß es: Hie Welf, hie Waibling! Rethel blieb, obschon er Protestant war, dem katholischen Meister mit einer Treue ergeben, wir wir sie in alten deutschen Liedern finden.

Dieselbe Treue hat er stets gegen seine Freunde an den Tag gelegt. Er war ihnen herzlich, wo er sie fand. Freilich glaube ich nicht, daß er sich jene frische fröhliche Zugänglichkeit bewahrte, wie ich sie in seinen Jünglingsjahren gekannt habe und wie wir sie in seinen Briefen so reizend geschildert finden. Er wurde mit den Jahren verschlossener und zurückhaltender. Ohne Zweifel hatte er aber auch die Erfahrung gemacht, daß die wenigsten neuen Bekannt-

schaften wirklich förderlich sind. Zudem wußte er, wie schwer die Kunst ist und wie sie den ganzen Mann fordert. So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß er seine Zeit nicht mehr zersplittern wollte. Vielleicht aber war auch schon das Uebel im Anzug, das ihm später so verderblich werden sollte. Es erschienen mitunter hypochondrische Stimmungen, die es ihm wünschenswerth machten, nicht viel mit Menschen zu verkehren. Hin und wieder zeigte er sogar unnöthiges Mistrauen und sah trüb und düster in die Verhältnisse der Gegenwart und der Zukunft. Bedenkt man indeß, daß Rethel sechs Jahre lang in einem Zustande lebte, wo er nicht wußte, ob die theuersten Hoffnungen seines Lebens in Erfüllung gehen oder scheitern sollten, so ist diese Gemüthsstimmung vollkommen erklärlich.

Im Jahre 1846 sah der Künstler sich denn endlich an einem glücklichen Ziel angelangt. Die von der Regierung beauftragte architektonische Commission, welche aus dem Dombaumeister Zwirner in Köln und dem Bauinspector von Lassaulx in Koblenz bestand, hatte sich nämlich dahin ausgesprochen, daß die Herstellung der Fenster an der Südseite des aachener Rathhauses ohne einen totalen Umbau nicht möglich sei, weil die daselbst befindlichen Wände eine Durchbrechung nicht aushalten würden. Sie riethen deshalb von dem Umbau ab, der große Kosten und eine Menge Zeit erfordern möchte, und waren der Meinung, daß die malerische Ausschmückung des Raumes dem Orte die rechte Weihe geben dürfte. König Friedrich Wilhelm IV. hatte darauf bestimmt, daß die Mauern der Südseite beibehalten werden und daß die Rethel'schen Bilder dort ihren Platz finden sollten. Für den Künstler waren

aber sechs Jahre verloren gegangen, die mit schwerem Druck auf seinem Geiste und infolge dessen auf seiner Gesundheit lasteten.

Gleichwol begab er sich rüstig an die Arbeit, die ihn nur erheitern und erfrischen konnte. Nachdem er in Frankfurt die ersten Cartons vollendet hatte, finden wir ihn im Beginn von 1847 in seiner Vaterstadt, wo er das kleinere Bild: „Otto in der Gruft Karl's des Großen", malt; den folgenden Winter brachte er in Düsseldorf bei den Seinigen zu und malte hier sein letztes Oelbild, welches den heiligen Bonifacius darstellt. Dasselbe hat einen gewissermaßen symbolischen Charakter, der denn seinem Zweck auch vollständig entspricht, denn das Gemälde war für die katholische Kirche in Wiesbaden bestimmt. Wir sehen den deutschen Evangelisten in Pontificalkleidung, den Heiligenschein um das Haupt, das vom Schwerte des Martyrthums durchstoßene Evangelienbuch auf der Hand tragend, auf dem Stumpfe der gefällten Wodanseiche wie auf einem Betschemel mit aufgerichtetem Oberleibe niederkniend und das Antlitz fürbittend gegen den Himmel gerichtet. Zugleich beschäftigte der Künstler sich mit den Studien zu dem dritten Bilde und vollendete im Sommer 1848 in Aachen das zweite Bild, den „Sturz der Irmensäule".

Gegen den Herbst aber siedelte er nach Dresden über, wo er vom Studium der dort befindlichen alten Bilder großen Nutzen für seine eigenen Arbeiten hoffte. Er fand bei Schnorr von Karolsfeld, Rietschel, Bendemann, Hübner, Reinick und andern Kunstgenossen jene freundliche Aufnahme, welche seinem großen Talente gebührte, und nahm den Carton vor, welcher Karl's des Großen Sieg

über die Sarazenen darstellt. Im Sommer 1849 begann er dieses Bild in Aachen, welches indeß erst im folgenden Jahre vollständig fertig wurde. Den Winter von 1850—51 gedachte er anfänglich in Berlin zuzubringen, er hatte aber Dresden so lieb gewonnen, daß er seinen Aufenthalt in der preußischen Residenz schon nach wenigen Wochen aufgab und sich wieder in die Elbestadt begab. Dort entstand nun auch der Carton zu Karl's Einzug in Pavia, welchen er im Sommer desselben Jahres zu Aachen begann und vollendete. Es ist das letzte Frescobild von seiner Hand. Im folgenden Winter fertigte er noch den Carton zur Taufe Wittekind's an.

Der allsommerliche Aufenthalt in seiner Vaterstadt gereichte dem Künstler, soviel ich aus seinen eigenen Aeußerungen und aus den Mittheilungen anderer Bekannten und seiner Familie gehört habe, durchaus nicht zum besondern Vergnügen. Die Orte, welche dem Knaben nur Freude und Lust geboten hatten, gewährten dem Manne nicht im mindesten das gewünschte Behagen. In der Gesellschaft fand er nur wenige Menschen, die sein großes Talent zu würdigen wußten, sodaß er sich äußerst einsam fühlte. Außerdem grollte die Partei, welche eine andere Architektur des Krönungssaals gewünscht hatte, noch fortwährend. Sie sah gleichsam in Rethel den Mann, der ihre Plane vereitelte. Dann aber unterliegt es auch keinem Zweifel, daß sich confessionelle Anschauungen und Bestrebungen dem Künstler entgegenstellten. Aachen besitzt eine starke extreme Partei, die ihm die dort verlebten Tage häufig verbitterte.

Außerdem genoß er bei seinen täglichen Arbeiten nicht einmal die nöthige Ruhe, welche dem schaffenden Künstler

nicht allein wohlthut, sondern auch nothwendig ist. Statt daß es ihm vergönnt war, in ruhiger Abgeschlossenheit seine Gedanken zur Ausführung zu bringen, war der Rathhaussaal von früh bis spät den Einheimischen wie den Badegästen und Fremden geöffnet, und es kam nicht selten vor, daß sich die Besucher aus Kurz- oder Langeweile einfanden und in unverschämten Redensarten und lautem Gelächter die leichtfertigsten Scherze und selbst die schonungslosesten Schmähungen über die Arbeiten ergossen, während der Maler, ihren Blicken verborgen, oben auf dem Gerüste saß und diese sogenannten Kunsturtheile anhören mußte. Man kann sich die Empfindungen des Künstlers, der immer nach den höchsten Zielen gestrebt hatte, bei diesen profanen und gemeinen Aeußerungen denken.

Was Wunder, daß der Künstler unter diesen Umständen in tiefster Seele litt, zumal da er auch aller sonstigen Anerkennung entbehrte! In den öffentlichen Organen war keine Rede von seinen Arbeiten, was sich indeß dadurch erklärt, daß Aachen den Mittelpunkten der Kunst und der Kritik zu fern liegt. Nicht minder schmerzlich empfand er es, daß seine alten düsseldorfer Freunde nicht zum Besuch kamen und ihm Trost und Erhebung brachten. Er hat sich damals gegen verschiedene Bekannte mit lauter Missbilligung über diesen Mangel an Theilnahme ausgesprochen. Freilich muß man bedenken, daß Aachen noch nicht wie heute durch eine directe Eisenbahn mit Düsseldorf verbunden war, und daß viele Künstler die Kosten größerer Reisen zu scheuen haben. So setzte sich denn eine zähe Verdrießlichkeit in seiner Seele fest. War er schon bei seinem ersten Aufenthalt in Düsseldorf zu einer Art von

Mistrauen geneigt, indem er sich von Schadow und seinem nähern Kreise zurückgesetzt glaubte, wovon doch wahrlich nicht die Rede sein kann, so nahm dies in der gegenwärtigen Lage nicht allein zu, sondern es steigerte sich auch zur Krankhaftigkeit, zumal solchen Persönlichkeiten gegenüber, die er nicht durch und durch kannte und von deren Wohlwollen er nicht ganz und gar überzeugt war. Deshalb hat er denn auch sicherlich in vielen Leuten Gegner oder Feinde gesehen, die nicht im mindesten daran dachten, ihm zuwider zu sein. Als Beispiel möge ein kleiner Zug dienen, den mir einer seiner eifrigsten Verehrer mittheilte. Eines Sommers besuchte nämlich Paul Delaroche die dortigen Heilquellen. Der französische Künstler ging in das Rathhaus und sah sich die Arbeiten Rethel's an, der gerad im Saale beschäftigt war, aber er sprach nicht mit dem deutschen Maler, weil er wegen seiner Kränklichkeit der Ruhe und Zurückgezogenheit pflegen mußte. Rethel hörte von dem Besuch und war tief gekränkt, daß Delaroche sich nicht an ihn gewandt hatte. Ein Freund machte nunmehr den Vermittler, worauf der Franzose den jungen Deutschen sofort aufsuchte und ihm zu seiner Genugthuung die freundlichsten Dinge über die Fresken sagte.

Joseph Kehren, der Mitarbeiter an den Fresken, hat mir in einem Briefe geschildert, in welchen verzweifelten Stimmungen er Rethel oft gesehen habe. Ich theile einige Stellen dieser Zuschrift mit: „Neigte sich nun endlich der Abend und sandte die für so viele Menschen erquickenden Sonnenstrahlen in unsere Einsamkeit, und es klang nun auch eine ferne wehmüthige Musik von der Straße herein, dann erlahmte der geschäftige Pinsel in seiner Hand, Thränen entstürzten den Augen,

lautes leidenschaftliches Schluchzen tönte durch die großen einsamen Räume, wo er zusammengesunken vor seiner großen Schöpfung saß.“ In derselben entsetzlichen Stimmung traf Kehren ihn auch oft des Morgens. „Er trat dann wol gegen Schöpfung, Menschen und Gott auf und rief: wie er all sein Elend als treuer Sohn gegen seine Mutter, als guter Bruder gegen seine Geschwister, als freundlicher Mensch gegen seine Mitmenschen verdiene!“ Einmal rief er, auf seine Werke deutend: „Ich arbeite nur noch für das nackte Leben; alles übrige ist dahin!“ Als er Kehren seine letzte Arbeit, den vollendeten „Einzug in Pavia“, zeigte, der gewissermaßen seinen eigenen Triumph symbolisch andeutet, sprach er: „Meine Kraft ist erloschen! Ich kann nicht mehr! Die Fortführung der Arbeit will ich Ihnen übergeben.“

Seltsamerweise fand der Künstler, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, denn er gehörte durchaus nicht zu den Besuchern von Kaffee- und Wirthshäusern, die meiste Erheiterung und Behaglichkeit an einem Vergnügungsorte, wo er während der ersten Jahre seines aachener Aufenthalts fast täglich zu finden war. Den Hauptanziehungspunkt an diesem Orte bildete aber die Dame, welche an der Spitze dieses Hauses stand und in ihrer Specialität einen weitverbreiteten Ruf besaß. Hatte die Natur sie schon mit ungewöhnlichen Gaben in ihrem Aeußern ausgestattet, so zeichnete sie sich fast noch mehr durch Frische des Geistes und Gesundheit des Verstandes aus. Ohne gerade aus besseren Verhältnissen hervorgegangen zu sein, besaß sie eine Menge von Sprachkenntnissen, die sie sich vorzugsweise durch mündliche Uebung angeeignet hatte, und wußte

dabei ganz vortrefflich eine lebhafte und anregende Unterhaltung zu führen. Alle diese Eigenschaften verschafften ihr stets eine Menge von Gästen. In diese Atmosphäre trat nun auch Rethel und fand dort ein Genügen, wie es ihm sonst in Aachen nicht geboten wurde. Die Dame nahm sich des einsamen Malers ganz besonders an; daß er ein ausgezeichneter Künstler sei, war ihr kaum bekannt. Sie sorgte für ihn, wie man für einen guten Menschen sorgt. Die Folge davon war, daß er eine Leidenschaft zu ihr faßte, welche er in einigen Zeichnungen illustrirte, die er ihr denn ohne irgendeine andere schriftliche Erklärung zusandte.

Eine Liebeserklärung in Zeichnungen von einem Künstler wie Rethel ist sicher ein so interessantes Problem, daß wir ihm eine nähere Betrachtung widmen müssen. Dieselbe besteht nun in vier Blättern, welche sich gegenwärtig im Besitz des Stadtbaumeisters Herrn Ark in Aachen befinden und in einfachen Contouren auf Postpapier gezeichnet sind. Auf dem ersten erblickt man auf einem von Wolken getragenen Muschelwagen, der von Schwänen gezogen wird, eine weibliche Gestalt mit dem Füllhorn im Arme, unter welcher sich der Künstler die Lebenslust gedacht hat und welcher ein im Vordergrunde am Meere kniender junger Mann seine Huldigungen darbringt. Das zweite Bild zeigt diese Gestalt auf der Flucht, indem sie vom Horizont her dem Jüngling winkt. Dieser aber entreißt sich eben zweien Masken, welche die List und Heuchelei darstellen und nach der Lebenslust hinweisen. Auf der dritten Zeichnung liegt der junge Mann, von Reue zerschmettert, am Ufer des sturmgepeitschten Meeres, vor ihm aber erscheint in einer Wolke die Kunst mit mahnendem Rufe.

Die vierte Composition ist humoristischer Natur. Sie zeigt uns den Künstler, der sich vom rauschenden Leben der Welt zurückgezogen hat, vergnügt und wohlgenährt an seiner Staffelei in einer wohleingerichteten Häuslichkeit.

Jedermann wird diese Allegorien, nachdem er diese Erklärung hat, verstehen. Ohne eine eingehende Deutung möchte aber der Sinn einigermaßen dunkel sein. Auch erreichte der Künstler dieses Ziel nicht sofort, denn die Dame verstand seine Zeichnungen nicht. In der Folge trat indeß eine Verständigung ein. Es folgte ein rasches Gelöbniß, das indeß ebenso rasch gelöst wurde, als Rethel im Herbste des Jahres 1848 Aachen verlassen hatte. Welche Ursachen dazu mitgewirkt haben, ist heute nicht mehr zu enträthseln. Die innern Gründe hat der arme Künstler mit sich ins Grab genommen. Es scheint, daß er trotz seiner Leidenschaft die Ehe dennoch fürchtete, weil er die Verhältnisse zu einer ewigen Verbindung nicht für passend hielt, und daß er selber leidend und das Leid der Geliebten sehend, zu der Verlobung hingerissen wurde. In einem Entschuldigungsbriefe, den er an einen aachener Bekannten richtete, kommen folgende Worte vor, in denen sich auf eine erhebende Weise seine Liebe zur Kunst offenbart. Er schreibt: „Endlich müßte ich mittheilen den hohen Begriff, die ganze Bedeutung meiner Kunst, der ich alles aufzuopfern im Stande bin, näher auseinandersetzen .... Die Kunst ist das vom Himmel mir anvertraute Kapital, über dessen Verwaltung und Verwerthung ich einst vor Gott und Menschen Rechenschaft ablegen muß. Die Bilder sind meine Kinder. Mit großen Sorgen und Schmerzen bringe ich sie zur Welt und ist ihre Heranbildung verbunden,

und — glauben Sie mir — entlasse ich eins derselben, muß ich mich von demselben trennen, so fühle ich es tief, daß es ein Stück von meinem eigenen Ich war. Denken Sie sich lebhaft den Zustand eines productiven, so Gott will ernsten Künstlers."

Außer den ebengenannten Zeichnungen fällt in diese Zeit auch wol die humoristische Composition eines Postwagens, der eine seltsame Gesellschaft enthält und von dürren Kleppern einen steilen Weg hinabgezogen wird, worüber die Passagiere keinen kleinen Schreck an den Tag legen. Dieselbe befindet sich im Besitz seiner Cousine, der Frau Iven in Aachen. Schließlich ist aber noch eine kleine Federzeichnung allegorischer Art aus dem aachener Aufenthalt aufzuführen, welche den Dombau seiner Vaterstadt schildert. Schlanke Eichenstämme bilden den Rahmen für ein größeres Mittel- und vier kleinere Seitenbilder. In dem erstern erblickt man den Dom mit dessen Schutzengel, der eine Tafel mit der Jahreszahl 1353 in der einen Hand hält, während die andere nach der in den Wolken thronenden Muttergottes zeigt. Die vier kleinen Darstellungen beziehen sich auf die Ausführung des Werkes. Eine derselben enthält eine Nonne an einem Altar, auf den fromme Mädchen ihren Schmuck niederlegen. Auf einem zweiten gewahrt man einen Rathsherrn mit den Documenten des Dombaues. Die andere Seite weist einestheils die Grundsteinlegung, anderntheils die Ablöhnung der Arbeiter durch einen Mönch auf. Unter diesen Feldern wird endlich die Gruft Kaiser Karl's sichtbar, der als Leiche mit den Reichsinsignien geschmückt auf dem Stuhle sitzt.

Ueber die Aufregungen, Verstimmungen und Melan-

cholien, welche den Künstler in dieser Zeit heimsuchten und sich zuweilen in schreckenerregenden Ausbrüchen offenbarten, haben mir auch noch andere Freunde berichtet. Man möchte sogar geneigt sein, in ihnen die Vorboten der spätern Krankheit zu vermuthen. Hat hier indeß schon eine angeborene Anlage mitgewirkt? Ist jene Kopfverletzung, die er in der Jugend erlitt, und die ihm eine lange dauernde Taubheit zuzog, nicht ohne Nachwirkung geblieben? Haben die aachener Verdrießlichkeiten mit den in ihrer Folge auftretenden Gemüthserschütterungen das Uebel hervorgebracht? Ist ihm nicht auch jene Herzensneigung verderblich geworden? Hat nicht die Kälte und Theilnahmlosigkeit des deutschen Volks gegenüber seinem brennenden Ehrgeiz und seinem Bedürfniß nach rühmlicher Anerkennung verwirrend und verletzend auf ihn eingewirkt? Wer kann es sagen! Mich will es bedünken, daß die gesammten Ursachen und weiter hinaus noch hauptsächlich eine überaus angestrengte Thätigkeit, die sowol in schaffender Production wie in aufreibender Ausführung vorliegender Compositionen niemals ruhte und rastete, in Betracht zu ziehen sind. Es gibt gewiß Künstler, welche in Rethel's Alter eine gleich große Reihe von Werken hinter sich haben, aber es gibt keinen einzigen, der in demselben gleich ihm die Macht, Fülle, Breite und Tiefe historischer Gedanken und Thaten verarbeitet hat. Was Wunder, daß endlich der zu straff gespannte Bogen sprang!

Auch in seinen Compositionen, die aus der Zeit seines dresdener Aufenthalts stammen, ersieht man einen verdüsterten Seelenzustand. In Düsseldorf hatte er gewissermaßen seine erste Kunstperiode durchgemacht. Es war die

Zeit jugendlicher poetischer Darstellung, in der sich der Jüngling noch oft in stürmischen und etwas kurzen und gedrungenen Formen offenbart. Seine zweite frankfurter Periode, die auch durch den römischen Aufenthalt fortdauert, ist historisch, maßvoll, edel in Fassung und Darstellung des Gedankens, den er in schlanken, klaren, großen Formen ausdrückt. Er steht als ein fertiger Mann da. Fassen wir nun die aachen-dresdener Zeit als dritte Periode, so sehen wir ihn hier der Reflexion zugewendet. Es will mich oft bedünken, als sei er ein philosophischer Grübler. Deshalb spielt denn auch in seine meisten Entwürfe die Symbolik hinein. Freilich ist hier von keiner phrasenhaften Allegorie die Rede. Selbst wo er das gefährliche Feld der Gedankenmalerei betritt, ist er eigenthümlich plastisch und verständlich. Dazu kommt noch, daß seine meisten Darstellungen einem verdüsterten und trüben Geiste entsprossen sind. Die Lebensfreude und der Humor werden immer seltener. Und auch in der Technik macht sich allmählich eine Abnahme geltend. Besonders die Zeichnungen seiner letzten Zeit liefern den Beweis, daß er nicht mehr im Stande war, jene schönen sichern Linien zu ziehen, welche die Arbeiten der frankfurter Periode so sehr auszeichnen. Man sieht noch immer den Löwen, aber er ist ein kranker Löwe.

Die bedeutendsten Arbeiten dieser Periode gehören wol auf das dunkle Gebiet der Todtentänze.

Zu einer Reihe von höchst eigenthümlichen Zeichnungen gab ihm das wilde Jahr 1848 unerwünschten Anlaß. Der Künstler war nämlich ein entschiedener Feind der sich überstürzenden Bewegung, welche in ihren Anfängen so viel

versprach und in ihren Folgen so wenig hielt. Seine tiefen geschichtlichen Studien mochten ihm die Ueberzeugung beigebracht haben, daß eine allzu jähe Entwickelung im Völkerleben niemals die gehofften Resultate mit sich bringt. Man darf aber nicht glauben, daß er sich der reactionären Partei zuneigte, im Gegentheil, er war ein Freund des gemäßigten Fortschritts und hielt in seinen Ueberzeugungen zur constitutionellen Partei. Die Einheit Deutschlands war sein höchstes Ideal. So vermuthete er, daß durch die unmäßigen Forderungen einer extremen Partei das zu erreichende Ziel eher in die Ferne wie in die Nähe gerückt würde. Der Aufstand und Kampf in Dresden, der im Frühjahr 1849 stattfand, brachte diese Ueberzeugungen noch mehr zur Reife. Sein Künstlergeist regte sich gewaltig, er wollte dem Volk eine Lehre in den Formen der Kunst geben. So entwarf er sechs Zeichnungen, welche er mit dem Namen „Ein Todtentanz aus dem Jahre 1848" taufte und die sofort mit einem Texte von Robert Reinick in Leipzig bei Georg Wigand erschienen.

Die Blätter werden durch folgende Verse eingeleitet:

Du Bürger und du Bauersmann
Schaut recht euch diese Blätter an,
Da seht ihr nackt und ohne Kleid
Ein ernstes Bild aus ernster Zeit.
Wol kommt so mancher zu euch her,
Als ob's ein rechter Heiland wär,
Und spricht von Macht und Herrlichkeit,
Die er für alle hat bereit;
Ihr glaubt es ihm, weil's euch gefällt.
Schaut her, wie es damit bestellt.

Das erste Blatt wird durch folgende Zeilen erklärt:

„Freiheit, Gleichheit und Brüdersinn,
Du alte Zeit, fahr' hin, fahr' hin!"
Solch Schrei durchdringt der Völker Rund.
Da thut sich auf der Erde Grund
Es steigt herauf der Sensenmann,
Der merkt, ein Erntetag bricht an,
Und wie er steigt ans Licht hervor,
Drängt sich um ihn ein Weiberchor,
Sein Rüstzeug bringen sie heran,
Daß er sein Werk beginnen kann.
Gerechtigkeit gebunden ist,
Das Schwert stahl ihr die schlaue List,
Die Lüge nahm die Wag' ihr fort,
Sie bieten's dem Gesellen dort.
Den Hut reicht ihm die Eitelkeit,
Die Tollheit hält ihr Roß bereit,
Die Blutgier bringt die Sense her,
Das ist des Schnitters beste Wehr.
Ihr Menschen, ja, nun kommt der Mann,
Der frei und gleich euch machen kann.

Unter dem zweiten Blatte stehen folgende Verse:

Der Morgen schaut vom Himmelszelt
So klar wie sonst auf Stadt und Feld,
Da trabt mit wilder Hast heran
Der Freund des Volks, der Sensenmann;
Zur Stadt lenkt seinen Gaul er hin,
Schon ahnt er reiche Ernte drin.
Die Hahnenfeder auf dem Hut
Glüht in der Sonne roth wie Blut,
Die Sense blitzt wie Wetterschein,
Es stöhnt der Gaul, die Raben schrein.

Dann folgt das dritte Bild:

Er ist am Ziel. — Sieh, gleich am Thor
Die Schenk und mancher Gast davor;
Beim Branntwein frecher Lieder Klang
Und wüst Gelächter, Spiel und Zank.
Er tritt heran mit schlauem Blick
Und ruft: „Aufs Wohl der Republik!
Was gilt noch eine Krone viel?
Nicht mehr als wie ein Pfeifenstiel.
Zum Spaß will ich's beweisen euch,
Gebt Acht!“ Er holt die Wage gleich,
Hält sie am Zünglein statt am Ring,
Sie merken's nicht, sie freut das Ding.
Sie schrein: „Das ist der rechte Mann!
Dem folgen wir, der führt uns an.“
Du blindes Weib, was schleichst du fort?
Siehst mehr du als die andern dort?

Bei der vierten Zeichnung steht die Erklärung:

„Freiheit, Gleichheit und Brüdersinn!“
Der Schrei wälzt durch die Stadt sich hin.
„Zum Rathhaus!“ Horch, der Steinwurf saust
„Hoch Republik!“ Die Flamme braust.
„Zum Markt, zum Markt. Da steht er schon
Der Held der Revolution!
Hört ihn!“ Stumm alles wie ein Grab,
Er aber reicht das Schwert herab
Und hält es allem Volk bereit,
Die List nahm's der Gerechtigkeit.
Er schreit: „Du Volk! dies Schwert ist dein,
Wer sonst kann richten? Du allein!
Durch dich spricht Gott, durch dich allein!“
„Blut, Blut!“ viel tausend Kehlen schrein.

Wir gehen zur fünften Composition:

„Zur Barrikade! Pflaster auf!“
Da steht der Bau, und obendrauf
Er, den zum Führer sie ernannt,
Die blut'ge Fahne in fester Hand.
Kartätschen pfeifen, hei das kracht,
Sie stürzen rings, er aber lacht:
„Jetzt löf' ich mein Versprechen euch,
Ihr alle sollt mir werden gleich!“
Er hebt sein Wams, und wie sie's schaun,
Da faßt ihr Herz ein eisig Graun,
Ihr Blut strömt, wie die Fahne roth,
Der sie geführt, es war der Tod.

Die Verse zum letzten Bilde heißen:

Der sie geführt, es war der Tod,
Er hat gehalten, was er bot,
Die ihm gefolgt, sie liegen bleich
Als Brüder alle, frei und gleich.
Seht hin, die Maske that er fort,
Als Sieger hoch zu Rosse dort
Zieht, der Verwesung Hohn im Blick,
Der Held der rothen Republik.

Ich gebe diese etwas ausführliche Beschreibung Reinick's aus Pietät für den verstorbenen Freund, weil er der erste Beschreiber der Blätter ist und weil seine Verse die Darstellungen trefflich bezeichnen. Ueber die Auffassung läßt sich natürlich streiten. Eine gewisse Einseitigkeit ist darin nicht zu verkennen. Wenn man Rethel aber als Genossen der Kreuzzeitungspartei hinzustellen versucht hat, so beruht diese Annahme auf Irrthum oder Böswilligkeit. In künstlerischer Beziehung stehen die Blätter außerordentlich hoch. Ihre

mächtige groteske Phantastik deutet jedenfalls auf einen gewaltigen Schöpfergeist. Ueberdies aber werden sie eine interessante culturgeschichtliche Urkunde bleiben.

Daß der Künstler sich übrigens mit Vorliebe auf dem schauerlichen Gebiet der Todtentänze bewegte, bezeugen auch noch zwei andere in Holzschnitt bei Eduard Schulte in Düsseldorf herausgegebene Blätter. Das eine derselben, betitelt: „Der Tod als Erwürger", gibt sich als eine Illustration des ersten Auftritts der Cholera auf einem Maskenball in Paris 1831 zu erkennen. In der Mitte der Zeichnung steht der Tod und spielt die Geige, während das Orchester im Hintergrunde auf einer Galerie von dannen stürzt und während unten auf dem Boden die Masken in ihren Mummenschanzkleidern als Leichen liegen oder sich schmerzvoll ihrem Ende entgegenkrümmen. Der Tod aber ist mit der Cholera gekommen, die als dunkles Gespenst, eine Geisel in der Hand, ruhig auf einer Treppe sitzt und erbarmungslos in das öde Verderben hineinstarrt. In dieser Composition ist mit den geringsten Mitteln eine furchtbar großartige Wirkung erreicht. Er entwarf sie im Winter von 1847—48 in Düsseldorf und zeigte sie in einer Künstlergesellschaft vor, wo sie auf einige Mitglieder einen so mächtigen Eindruck machte, daß sie die schrecklichen Gestalten nachts nicht schlafen ließen. Dagegen macht ein anderes Blatt: „Der Tod als Freund", einen durchaus versöhnlichen Eindruck. Wir schauen hier in die einsame Stube eines alten Mannes, unter dem sich der Künstler, wie es scheint, einen Thurmwächter gedacht hat. Der Greis ruht in einem Sorgenstuhl. Durch das Fenster, auf dessen Bank ein singendes Vöglein sitzt, blickt

man in eine schöne Landschaft, über welcher die Sonne untergeht. In diese Stätte des Friedens aber ist der Tod eingetreten und zieht an einem Strange, dessen Glöcklein die letzte Stunde des lebensmüden Menschen verkündet. Die Erfindung ist ebenso rührend wie erhaben. Dieses zweite Blatt ist 1851 in Dresden entstanden. Alle diese Todtentanzdichtungen sind durch Bürkel in Holz geschnitten worden. In Rethel's Nachlaß findet sich indeß noch eine andere Zeichnung ähnlicher Art, denn er ging eine Zeit lang mit dem Gedanken um, den beiden letzten Blättern noch andere hinzuzufügen und sie zu einem Cyklus zu vereinen. Wir sehen auf demselben den Tod, wie er als Diener einem Gelehrten, der in Gesellschaft vorgelesen hat, auf einem Brett Erfrischungen reicht; derselbe sinkt, nachdem er das Glas geleert hat, zu Boden und reißt das Pult mit den Büchern um, daß die Blätter umherstieben. Die erschrockenen Freunde greifen ihn auf, die nahe sitzenden Damen betrachten ihn angstvoll und bestürzt. Der Tod aber, die Knochengestalt unter der Livree versteckt, steht mit der Flasche, aus der er den Sterbetrank credenzte, in der Mitte des Kreises und wirft im Weitergehen einen mitleidigen Blick auf sein Opfer. Der Künstler hat diesen Vorgang in einen blühenden Garten und in eine glänzende Gesellschaft verlegt. Es ist ein Tod im rauschenden Glück des Lebens und des Ruhmes.

Zwei andere gewissermaßen politische Zeichnungen finden sich noch in seinen Mappen. Ein flüchtiges Blatt deutet auf das Jahr 1849. Auf demselben sendet ein Engel den Krieg in Gestalt eines Knaben mit Geisel und Maske durch den sterndurchsäeten Vorhang der Welt, während er

den schon vortretenden Frieden, eine Gestalt mit Kranz und Palme, zurückhält. Eine andere Allegorie auf den Jahreswechsel 1850 zeigt einen Eisenbahnzug mit dampfender Locomotive, auf welcher die Zeit mit Stundenglas und Sense als Führer und der Tod als Heizer steht. Der Moment als Schaffner bewillkommnet die Einsteigenden mit gezogener Mütze. Die letzten sind das neue Jahr mit gefülltem Horn und der Friedensengel, die von den Fahrgästen freudig begrüßt werden. Hinten aber steigt das alte Jahr mit der Krücke aus, die Historie auf seinem Rücken, den Krieg als kläffenden Hund, der den Frieden anbellt, am Seil führend, während ihm der Packknecht in der offenen Thür den Bündel mit den Erfahrungen, die er zurücklassen wollte, eilig nachwirft.

Zwei historische Compositionen dieser Zeit habe ich schon bei Gelegenheit der karolingischen Zeichnungen erwähnt. Unter ihnen hat „Karl der Große und die aachener Nixe" einen entschieden allegorischen Charakter. Der letztere findet sich auch bei einigen Blättern, die in Dresden entstanden sind, wo im Compositionsverein die Aufgaben gestellt wurden, die Verwunderung und die Faulheit in historischen Darstellungen wiederzugeben. Zu der ersten wählte sich Rethel Heinrich den Vogelsteller. Er sitzt auf dem Blatte am Fuße eines dicken Baumstammes auf seinem Mantel in einfachem Jagdkleide mit kurzem Schwert an der Seite. Das Garn, dessen Strick er um die Hand gewunden hat, ist neben ihm aufgezogen. An demselben hockt eine Eule, welche das Geflügel herbeilocken soll. In solcher Stellung vernimmt er Geräusch in der Ferne und wendet sich unmuthig über die unwillkommene Störung

um. Im Hintergrunde aber sieht man einen Zug von Rittern, dessen Kleiderpracht im Sonnenschein durch die Baumstämme funkelt. Alle sitzen zu Pferde. Voran reitet der Kanzler mit der Wahlurkunde, an welcher das Reichssiegel hängt; ihm folgen zwei Ritter mit Krone und Schwert, denen sich die übrigen mit wehenden Bannern anschließen. Dieser glänzende Vorgang und der tiefe stolze Wald bilden einen höchst poetischen Gegensatz.

Die andere Composition stellt Wenzel den Faulen und seine Erfindung des Petschafts dar. Die Sage erzählt nämlich von diesem Kaiser, daß er das genannte Instrument hergestellt habe, weil es ihm zu viel Mühe machte, die zahlreichen Regierungsvorlagen eigenhändig zu unterschreiben. Rethel hat nun auch dem genannten Regenten jene Eigenschaften, welche ihm seinen durchaus nicht schmeichelhaften Beinamen gaben, in so unverkennbarer Weise aufgeprägt, daß sie zugleich eine höchst humoristische Wirkung hervorbringen. Wenzel sitzt schläfrig in seinen bequemsten Sessel gelehnt, die Füße ruhen auf weichem Polster, die Krone hängt wie eine Schlafmütze nachlässig über die Stuhllehne. Beineben auf dem Tische steht das Damenbrett, hinter demselben sitzt der dicke Kurfürst von Baiern, mit dem der Herrscher eben gespielt hat, und gähnt mit weit offenem Munde, sodaß man sich fast veranlaßt sieht, mit ihm zu gähnen. Weinkrüge und ein mächtiger Schinken zeigen an, daß die Herren das Frühstück nicht vergessen haben. Vor dem Herrscher aber steht der Reichskanzler mit einem Pagen, welcher kniend das Tischchen mit den vorgelegten Urkunden darbietet, auf welche des Kaisers mächtige Faust den nothwendigen Druck ausüben soll. Unterdeß schlägt der hinter

der Gruppe stehende Narr die Hände vor Verwunderung zusammen und schreit laut über die unerhörte Kraftanstrengung seines Herrn. Im Hintergrunde sitzt die Kaiserin mit ihren Damen am offenen Fenster beim Stickrahmen.

Sind wir hier mit den historischen Zeichnungen zu Ende, so stoßen wir im Nachlaß des Künstlers doch noch auf einige Arbeiten, welche gleichfalls nicht das Datum der Entstehung mit sich führen. Zwei Blätter enthalten Illustrationen zu Dichtern.

Die erste derselben ist durch die „Frösche" des Aristophanes hervorgerufen worden. Sie zeigt Aeschylos auf einem Throne in der Unterwelt. Von der einen Seite naht Euripides mit einem Schwarm seiner Anhänger, um Aeschylos herabzustoßen und den Günstling an seine Stelle zu setzen. Der Vater der griechischen Tragödie sieht sich bedrängt um. Da tritt von der andern Seite Sophokles in einzelner Figur hinzu, auf den die Jünger des Euripides in der Hoffnung hinschauen, daß er sich ihnen anschließen werde. Sophokles kniet aber vor dem alten Meister nieder und legt ihm seinen Kranz zu Füßen, worauf dieser ihm dankbar die Hand reicht. Im Hintergrunde erblickt man einige Gestalten der Unterwelt, die dem Vorgang aufmerksam folgen, nämlich Pluto und Proserpina, Sisyphus, der den Stein bergan wälzt, und die Danaiden, die in das durchlöcherte Faß schöpfen. Auch der Baum der Hesperiden steht dort. Ganz im Vordergrunde sitzt, von den Fröschen umgeben, Aristophanes, der die Scene aufschreibt.

Eine andere Composition ist dem Dante entnommen und zeigt die Leiche des Manfred, dem das vorüberziehende

feindliche Heer durch Anhäufung von Steinen ein Denkmal setzt. Der Todte liegt in einer Vertiefung am Wege neben seinem zerbrochenen Schilde. Ein Theil der Krieger ist schon vorüber, andere sieht man kommen und Steine aufraffen; die Vordersten legen dieselben mit tiefer Rührung zu Füßen des gefallenen Helden.

Ferner findet sich in den Mappen des Künstlers ein Blatt mit der Unterschrift: „Phrygier bändigen das Pferd.“ Man erblickt auf demselben ein Roß, das sich in prächtiger Wildheit hoch aufbäumt, um dem verhaßten Joche zu entgehen. Indeß ein kühner Mann wirft ihm eine Schlinge um den Hals und ein zweiter schwingt sich in muthigem Sprunge auf den Nacken. Diese Scene geht unter dem Sternbild des Centauren vor sich. Ob ein Spruch oder Gedicht die Veranlassung zu der Zeichnung gegeben hat, weiß ich nicht.

Ebenso wenig ist ein Krieger — wenn es nicht Harras der kühne Springer sein soll —, der sich mit einer Fahne in der Hand durch einen Sprung der Verfolgung seiner Feinde entzieht, zu erklären. Das Haupt mit dem Banner des Deutschen Reichs umhüllt, unternimmt der Kühne den Satz von Felsen in die Flut. Hinter ihm sprengen seine Verfolger heran, die über seinen Heldenmuth staunen. Am Ufer des Flusses knien die Gefährten, um sich zu ergeben.

Endlich ist noch eine Composition anzuführen, auf welcher Männer mit Fackeln eine jugendliche Leiche in ritterlicher Kleidung aus einem Mauerbogen hervortragen. Oberhalb des Bogens sitzt eine verhüllte trauernde Frauengestalt. Wahrscheinlich ist hier der heilige Sebastian dargestellt, der

in der Nacht nach der Steinigung von den Christen aus der Cloaca massima gezogen wird.

Im Jahre 1850 wurden Rethel's Freunde durch eine fröhliche Nachricht überrascht. Er hatte in Dresden die Familie des Professors und Malers August Grahl kennen gelernt und zu dessen liebenswürdigen Tochter Marie eine warme Herzensneigung gefaßt, die eine gleich warme Erwiderung fand. Gegen einen Bund fürs Leben war nichts zu sagen. Die Aeltern gaben mit Freuden ihren Segen zu der Verlobung. Der Künstler war überglücklich, denn er sah einer freien und frohen Zukunft entgegen, welche sich um so schöner zu gestalten schien, da die Familie Grahl in vollster Wohlhabenheit lebte und da also keine Nahrungssorgen, die auf dem Hauswesen so vieler und selbst der ausgezeichnetsten Künstler zu lasten pflegen, in Aussicht standen. Der Bräutigam schmückte seine Braut sofort mit allerlei Zeichen seines schönen Talents, welche als reizende Illustrationen des Brautstandes angesehen werden können. Das hervorragendste Geschenk unter denselben ist ein kleiner Kalender, welcher in der letzten Zeit von Frau Rethel, als Andenken an den verstorbenen Gatten, in Holzschnitt und mit begleitenden Gedichten herausgegeben worden ist. Derselbe enthält vierzehn Zeichnungen, von denen das Titelblatt, welches den Abzug des alten und den Auftritt des neuen Jahres darstellt, und das Schlußbild, auf welchem Saturn, der Gott der Zeit, das Jahr abführt, in größerm Format gezeichnet sind. Die Monate sind durch Kindergestalten personificirt: der Januar als Gelehrter in der Studirstube, der Februar als Carneval, der März als Spender der ersten Sonnenstrahlen in die

Krankenstube, der April als Regenbringer, der Mai als Wandermonat, der Juni als Durststiller in der Hitze, der Juli als Unkrauttilger, der August als Erntespender, der September als Traubenleser und Mostschenker, der October als Schüttler des gelben Laubes, der November als Erzähler und der December als Weihnachtsmann. In diesen kleinen Zeichnungen herrscht ein heiterer und lustiger Humor, der uns das neue Lebensglück des Künstlers lachend vor die Augen führt. Freilich fällt in dieselbe Zeit auch die Composition „Der Tod als Freund", woraus sich leider der Schluß ziehen läßt, daß die düstern Phantasien, welche wenig zu einem fröhlichen Brautstande stimmen, den Künstler noch nicht verlassen hatten.

Die Hochzeit wurde im Herbst **1851** gefeiert. Aber statt Ruhe, Frieden und Seligkeit brachten schon die ersten Wochen der Ehe lauter Unheil und Schrecken. Die junge Frau erkrankte nämlich an einem heftigen Nervenfieber, dessen gefahrdrohender Verlauf lange Monate dauerte, in denen man tagtäglich fürchten mußte, daß die Krankheit dem Leben ein Ende setzen würde. Man kann sich den Zustand des Künstlers denken, der sich eben im Hafen des Glückes angelangt glaubte und nun plötzlich auf das hohe Meer des Unglücks hinausgeschleudert sah. Sein Geist gerieth in eine neue ungewöhnliche und verderbliche Erregung, die in gleicher Weise zerstörend auf seinen Körper wirkte. Die Verwandten bemerkten eine offenbare Abnahme seiner seelischen und leiblichen Kräfte. Endlich entschied sich das heftige Siechthum seiner Frau in eine glückliche Genesung, die Rethel alsdann in einer sehr schönen, seines Talents durchaus würdigen allegorischen Zeichnung feierte.

Wir kommen hier zu einem der letzten Werke des Künstlers, dem er in Auffassung und Ausführung noch den Stempel der Vollendung aufgeprägt hat. Die Darstellung ist in der Art der alten classischen Reliefs gehalten. Die Gestalten sind einfach großartig in der Bewegung, die Gewänder stilvoll. Alles gemahnt an die klaren schönen Formen der Antike. So führt uns der Künstler in das stille ruhige Gemach einer von schwerer Krankheit genesenen Frau, die dem Leben wiedergeschenkt ist. Hohe weibliche Gestalten symbolisiren die Gefühle, die ein solches nach schweren Prüfungen zur Freude gekehrtes Herz bewegen und sein neues Dasein umgeben. Die Genesene sitzt in einem hohen bequemen Stuhl, halb vorgebeugt, um das Haupt an die Brust der liebevollen Pflegerin, der Cura, zu legen, welche die zarte, der Schonung bedürftige Gestalt in ein wärmendes Gewand hüllt. Hinter ihrem Stuhl steht die Pietas mit gefaltenen Händen, den gläubig dankbaren Blick zum Himmel gerichtet. Dann gewahren wir an der Hand der Wissenschaft die Gesundheit durch das Fenster zwischen Sonnenstrahlen und Frühlingsgrün hereinschweben, während die Krankheit mit Mohnkranz und Sichel durch das Dunkel der Thür verschwindet.

In diese Zeit gehören ferner einige Zeichnungen zu Luther's Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott", die in der Ausführung indeß schon die unsichere Hand des Kranken aufweisen. Als Illustration zur ersten Strophe gewahrt man die Kirche in Gestalt einer verhüllten Frau mit Kreuz und Bibel. Sie kniet an einer starken Mauer. Zwei Engel mit flammenden Schwertern halten ihre Schilde über sie. An der Mauer hinauf klimmen die Lüste der

Welt, um sie zu verlocken und zu besiegen. Es sind die Habsucht mit Brett und Würfeln, die Ruhmsucht mit bekränztem Todtenkopf und der Geiz mit einem Beutel voll Gold, auf dem „Californien“ steht. Der Tod mit der Geige im Arm schleicht sich fort und der Teufel entflieht in eine Höhle, sodaß man nur noch den Pferdefuß sieht. Um die zweite Strophe: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan“, zu charakterisiren, zeigt uns der Künstler die besiegte und zerstörte Welt. Die Männer sind gefallen, Gebeine und Schädel liegen umher. Ein Weib mit einem Säugling zieht eine Rübe aus der Erde, um den Hunger zu stillen. Drei Gestalten, welche die Stände vorstellen, liegen reuig und niedergeschmettert am Boden. Ueber ihnen aber erscheint in Glorienglanz Christus und zwei Propheten, welche wahrscheinlich Moses und Elias darstellen. Zur Erklärung der dritten Strophe: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'“, zeigt er uns Christus auf einem Felsen, der dem Teufel auf den Nacken tritt und ihn in die Tiefe stürzt. Auf dem Schilde des Bösen stehen die Worte plus ultra. Auf der andern Seite aber kommt die Gemeinde aus der Kirche. Ein Engel leitet in Strahlen den Segen des Himmels auf die keimende Saat, während der Teufel im Fliehen noch den Samen des Unkrauts hinter sich wirft. Zu der vierten Strophe ist keine Composition mehr entstanden. Die drei ersten Blätter sind seit kurzem in Holzschnitt erschienen.

Ich komme schließlich noch auf ein gleichfalls aus der letzten Zeit des Künstlers herstammendes und die Spuren der Krankheit an sich tragendes Blatt, welches Rethel den Thaten seines Namensgenossen Alfred des Großen widmete

und das aus einem Cyklus von Compositionen besteht, die auf ein Blatt zusammengetragen sind. Dasselbe ist in verschiedene bogenartige Felder eingetheilt und enthält drei größere und vier kleinere Bilder. Eigentlich lag es sogar in der Absicht des Künstlers, noch drei kleinere Compositionen unter der größern anzubringen, die aber nicht fertig geworden sind. Das mittelste und größte Feld bildet einen Spitzbogen, in welchem wir den Britenkönig gewahren, der als Sänger verkleidet in das feindliche Lager geschlichen ist und während die Krieger seinen Liedern arglos lauschen, ihre Schwächen erforscht. Alfred sitzt auf einem erhöhten Platz. Indeß seine Hände über die Saiten gleiten, forscht er mit seitlich gewendetem Blick und scharfen Mienen. Auf dem ersten Seitenbilde steht er im Mantel gehüllt vor dem Thore und fordert Einlaß, auf dem zweiten aber schildert er seinen Sieg, der ihm die Königskrone einträgt. In den größern Flächen, die sich über den letzten Scenen erheben, sehen wir ihn auf der einen in Nacht und Nebel einsam seine Burg verlassen, und auf der andern nach wiedererlangtem Frieden in seinen Landen mit neuen Bauten beschäftigt. Die durch den Mittelbogen gebildeten kleinsten Bilder zeigen uns seine Erziehung bei der Mutter und seinen Aufenthalt in einer Bauerhütte, wo die Frau ihm der Sage nach den Auftrag gegeben hatte, auf das backende Brot zu achten, das er aber verbrennen läßt.

Zu gleicher Zeit nahm Rethel seine Arbeiten für Aachen wieder auf und vollendete den Carton zur Taufe Wittekind's, an dem sich indeß gleichfalls die Spuren finden, daß der Künstler seiner zitternden Hand nicht mehr Meister war. Auch in den Briefen, die er damals schrieb, soll

er sich nicht mehr deutlich ausgedrückt haben. Seine Umgebung ahnte indeß noch nicht den Beginn der zerstörenden Geisteskrankheit, welche ihn heimtückisch beschlich. Wenn er auch mitunter klagte, so zeigte er doch stets einen guten Appetit und begab sich täglich voll Arbeitslust in seine Werkstätte. Auch konnte er, trotz vielfachen Zuredens, nie dazu gebracht werden, in Dresden einen Arzt zu consultiren. Sein Vertrauen stand auf Dr. König in Köln, den er bei seiner nächsten Reise an den Rhein um Rath fragen wollte, was er denn auch später ausführte. Im Frühjahr machte er sich auf den Weg, und ich habe ihn damals in Düsseldorf, wo er seine Mutter und seine Geschwister besuchte, gesehen.

Es war an einem schönen Frühlingstage, als ich ihm in der Kastanienallee begegnete. Ich kann nicht sagen, daß er mir in seiner äußern Erscheinung besonders verändert erschienen wäre. Als wir uns aber begrüßt hatten, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ihm die Zunge bei einzelnen Silben stockte. Hin und wieder wußte er sich auch nicht auf gewisse Worte zu besinnen. Gleichwol erzählte er mir mit großer Lebhaftigkeit von den Leiden des vergangenen Winters. Mit dem tiefsten Bedauern vernahm ich die Mittheilungen über die Krankheit seiner Frau. Für sich selbst schien er durchaus nicht besorgt, er wähnte, daß jetzt alles überstanden sei. Den Sommer wollte er indeß nicht in Aachen arbeiten, sondern erst jetzt seine verspätete Hochzeitsreise nach Italien antreten. Soviel ich mich erinnere, hatte er auch schon von seinem Arzte in Köln die Erlaubniß dazu erhalten. Von demselben war ihm überdies der Rath gegeben worden, eine Badecur im

Mittelmeere durchzumachen. Als ich von ihm schied, hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der arme Freund mit einem tiefen Nervenleiden behaftet sei, welches möglicherweise seinen Ursitz im Gehirn haben konnte. Auch die andern düsseldorfer Bekannten, mit denen er zusammenkam und die gleiche Wahrnehmungen machten, wie sie mir aufgestoßen waren, geriethen in große Besorgniß über seinen Zustand. Als er seinen Bruder Otto, der damals in Aachen wohnte, besuchte, war er überaus weich. Eine Zeichnung, die diesem vortrefflich gelungen, brachte ihm, der sich sonst stets zu fassen wußte, die Thränen in die Augen. In allen Künstlerkreisen sprach sich die größte Theilnahme aus. Es war das letzte mal, daß ich Worte mit Rethel wechselte.

Nachdem er in Aachen die nöthigen Anordnungen getroffen und nach Dresden zurückgekehrt war, wo seine Frau und seine Schwiegerältern ihn ungleich gebessert fanden, trat er mit der nun vollkommen Genesenen seine Reise nach Rom an. Während man in der Heimat die besten Hoffnungen für seine Heilung hegte, trafen indeß bald schlimme Nachrichten ein. Es war bald unverkennbar, daß das Leiden sich nicht auf die Enden der Nerven beschränkte, sondern daß es seinen Sitz im edelsten Organe des Körpers hatte. Allmählich bildeten sich fixe Ideen bei dem armen Künstler aus, die sich stets heftiger äußerten. Unter diesen Umständen eilte Professor Grahl nach Rom, nicht allein um seinem unglücklichen Schwiegersohne beizustehen, sondern auch um seiner schwer heimgesuchten Tochter, welche überdies ihr Wochenbett erwartete, zur Hand zu sein. Er fand zu seinem Schrecken verzweifelte Verhältnisse. Frau Rethel genas eines Töchterchens, dessen beseligender Ankunft

sich der Vater nicht mehr freuen sollte. Allmählich hatte der arme Künstler auch seine Sprache eingebüßt. Nur unartikulirte Laute kamen über seine Lippen. Seltsamerweise behielt er aber gleichsam noch das Organ der bildenden Kunst. Er zeichnete mitunter, wenn auch undeutlich, und legte nicht selten Freude über Kunstwerke an den Tag, die ihm auf der Straße auffielen, wobei ihm freilich alle Kritik mangelte, denn das Schlechte machte ihm denselben Eindruck wie das Gute. In dieser Zeit hat er auch die Gestalt des Hannibal auf der herrlichen letzten Zeichnung dieses Cyklus verdorben.

So wurde die traurige Heimfahrt angetreten, auf welcher der Zustand des Kranken sich immer mehr verschlechterte. Auf den Rath der Aerzte in Dresden und am Rhein, wohin Professor Grahl den unglücklichen Kranken begleitete, wurde der Beschluß gefaßt, Rethel einer Heilanstalt anzuvertrauen. Man wählte das Haus des in seinem Fache bekannten Dr. Richartz in Endenich bei Bonn. In jener Zeit weilte der arme Kranke auf einige Tage in Düsseldorf. Man kann sich den Jammer seiner Familie und die Trauer seiner Freunde denken. Die Seinigen erlebten die schrecklichsten Scenen, die Bekannten hatten erschütternde Begegnungen mit ihm, zumal da das Bewußtsein und die Erkenntniß in einzelnen Momenten hervortraten. Ich selber hatte damals Düsseldorf bereits verlassen, aber unser gemeinschaftlicher Freund, Professor Christian Köhler, erzählte mir, daß er in jenen Tagen zu Director von Schadow gekommen sei und dort Herrn Professor Grahl getroffen habe. Die Mittheilungen desselben wären tief ergreifend gewesen. Dann hätten sie sich gemein-

schaftlich auf den Weg gemacht, um den Kranken in der Wohnung seiner Mutter zu besuchen. Dort angelangt, sahen sie Rethel am Fenster stehen, der ihnen so lebhaft zuwinkte, daß Köhler die besten Hoffnungen schöpfte, zumal da ihm die äußere Erscheinung nicht besonders verändert erschien. Sie traten ein. Der Kranke war bereits die Treppe hinuntergestürzt, um sie zu empfangen. Und nun erfolgte ein entsetzlicher Auftritt. In Rethel's Gesichte zeigte sich eine furchtbare Angst, seine Glieder zitterten, er rang umsonst nach Worten. Dann umarmte er Köhler krampfhaft, aber er war zu schwach, um sich festzuhalten, und fiel erschöpft auf den Boden. Es hatte den Anschein, als wollte er sich an den alten Freund wie an bessere lichte Tage anklammern. Oder hatte er einen Begriff davon, daß man ihn in eine Heilanstalt zu bringen beabsichtigte?

Auf dem Wege nach Bonn blieb er in Köln vor dem Dome stehen und stieß mit leuchtenden Blicken unartikulirte Laute aus. Dann wurde in Endenich ein Curversuch gemacht. Leider stellte sich bald eine entschiedene Unheilbarkeit heraus, denn die geistigen Thätigkeiten des armen Kranken versanken in immer tiefere Nacht. Auch der Körper siechte mehr und mehr dahin. Dr. Richartz glaubte an eine baldige Auflösung und theilte seiner Familie diese Besorgniß mit. Darauf hin wollten Mutter, Schwester und Bruder in Düsseldorf es sich nicht nehmen lassen, ihm die letzte Pflege zu widmen. So brachte man ihn in die hübsche Künstlerstadt zurück, wo er einst seine hoffnungsvolle Laufbahn begonnen hatte. Merkwürdigerweise erholte er sich körperlich, während sein Geist mehr und mehr erlosch.

Seine Mutter starb ohne daß er diesen Trauerfall begriffen hätte. Dann pflegte ihn mit der aufopferndsten Liebe und Ausdauer seine treffliche Schwester Fräulein Emma Rethel.

Ich habe den armen Freund am 7. Juni 1859 zum letzten mal gesehen. Damals war ich gerade mit den Vorstudien zu diesen Blättern beschäftigt und empfand bei dieser Arbeit den lebhaften Wunsch, den unglücklichen Freund noch einmal aufzusuchen. Mochte es immerhin ein peinliches Unternehmen sein, einen geliebten Menschen wiederzusehen, der einst als Bild der Kraft vor mir gestanden hatte und der nun gebrochen an Geist und Leben vor mir stehen sollte, so ermuthigte ich mich doch bei einem Besuche in Düsseldorf zu diesem schweren Gange. Auf dem Wege tauchte mir das Bild des edeln Kunstjüngers in seiner besten Zeit vor die Seele. Ich hatte ihn einst als freudigen Jüngling gekannt und manche frohe Fahrt mit ihm unternommen. Seine Gestalt blieb unter der mittlern Größe zurück, aber sie hatte schon früh etwas Muthiges und Entschiedenes in ihrem Auftreten. Der Kopf war weniger schön als charakteristisch und interessant. Unter der hohen Stirn schauten ein paar scharfe graublaue Augen hervor, die jenen eigenthümlichen forschenden Ausdruck aufwiesen, den man häufig bei bedeutenden bildenden Künstlern findet und den ich auch bei Cornelius und C. F. Lessing bemerkt habe. Solche Augen haben auch die Adler und Falken. Seine Nase war kühn gebogen, der Mund klein und beredt, das Kinn spitz, die Form des ganzen Gesichts länglich. Sein Haar war üppig und blondbraun und kräuselte sich in reicher Lockenfülle. Später sah ich ihn zuweilen in Frankfurt und, wenn er zum Besuch in Düsseldorf

war, als festen und fertigen Mann von stolzer Haltung und ruhigem Wesen. Körperlich war er breiter und stärker geworden. Sein inneres Wesen erschien gehaltener und weniger erschlossen. Wie sollte ich ihn jetzt wiederfinden?

Fräulein Rethel führte mich zu dem kranken Bruder. Als ich in seine Stube trat, saß er am Fenster. Er sah mich mit einem langen eigenthümlichen Blick an, in dem ein fernes Erinnern aufzutauchen schien. Hatte er doch auch Köhler und X. Steifensand und dessen Frau, wie es schien, zuweilen momentan erkannt, denn er war, wenn er ihnen auf Spaziergängen begegnete, stehen geblieben, hatte nach ihnen gezeigt und unverständliche Laute gemurmelt. Warum sollte ihn mein Erscheinen nicht überraschen, wenn ich es noch überraschen nennen darf. Uebrigens dauerte sein Aufstaunen auch nur einen Augenblick, dann war er wieder einem ganz bewußtlosen Zustande verfallen. Und wie traurig erschien dieser Zustand! Seine edeln charakteristischen Züge zeigten sich stumpf und verschwommen. Aus seinem Munde kamen nur unartikulirte Laute. Seine Arme schwankten bei ihren Bewegungen fast willenlos. Und wie leer und öde war erst seine Beschäftigung! Er blätterte in einem alten, mit schlechten Holzschnitten gezierten „Pfennigmagazin", indem er das Buch bald auf die Kniee nahm und bald auf den vor ihm stehenden Stuhl legte, ohne sich irgendein Blatt zu besehen. Entsetzliches Schicksal! In diesem Körper hatte einst ein Geist gelebt, der mit seltener Genialität die reichsten Gebilde einer großen und herrlichen Kunst zur Anschauung zu bringen wußte, und der jetzt gedankenloser wie ein jähriges Kind in nichtssagenden Bilderbüchern umherspielte. Einst Adlerflug, jetzt

das Kriechen des Wurms! Welche fürchterlichen Gegensätze! Was Wunder, daß ich meine Thränen nicht zurückhalten konnte vor diesem edeln zerstörten Meisterwerke der Natur! Er fühlte nichts von meiner Bewegung und blätterte weiter. Ich habe selten schmerzlichere Eindrücke gehabt als bei diesem traurigen Besuche.

Die Seinigen hatten während der vier oder fünf Jahre, in denen er sich in ihrer Pflege befand, verschiedenemal sein Ende erwartet, denn es traten von Zeit zu Zeit kürzere oder längere Störungen des gewohnten Zustandes ein, die sich in einer erschöpfenden Schwäche offenbarten und in denen er alle Speisen von sich wies und die Spaziergänge einstellen mußte. Im Sommer 1858 hatte man sogar einmal seine Auflösung erwartet. In den Tagen, wo ich ihn sah, befand er sich auffallend wohl. Seine Schwester hoffte ihn sogar noch recht lange in diesem traurigen Dasein zu pflegen, denn wer verliert gern geliebte Verwandte, mag ihr Leben sich auch noch so öde und trostlos hinziehen. Auch mir schien es, als könne er gleich Hölderlin noch viele Jahre dahingehen lassen. Da las ich Anfang December 1859, daß er gestorben sei, und unterm 3. December schrieb mir sein Bruder Otto: „Erst heute komme ich dazu, Ihnen von dem Dahinscheiden unsers guten Alfred Mittheilung zu machen. Er starb in der Nacht zum 1. December fast ohne Todeskampf an totaler Entkräftung, die sich namentlich in den letzten Wochen sehr bemerkbar gemacht hatte. Sein Verscheiden war gleich dem eines Kindes, welches bis zum letzten Momente lächelt. Der Anblick der Leiche war ein wehmüthiger, aber dabei sehr erquicklicher. Es lag ein unendlicher Gottesfrieden

auf dem eingefallenen edeln schönen Antlitz ausgebreitet. Am Montag morgens zehn Uhr wird die Beerdigung stattfinden. Gedenken Sie dann unserer und unsers Alfred in freundlicher Theilnahme."

Am 5. December wurde die Leiche zur letzten Ruhestätte gebracht. Ein zahlreiches Geleite, bestehend aus fast der ganzen düsseldorfer Künstlerschaft und vielen andern Verehrern, folgte in langem Zuge durch das fürchterlichste Winterwetter, durch Sturm und Regen über aufthauenden Schnee und Glatteis, und erwies dem Verstorbenen die letzte Ehre. Der Geistliche sprach ein kurzes Gebet, das Lied der Sänger verhallte, still ward das Grab zugedeckt, still legten die Freunde den verdienten Lorberkranz darauf, und wieder hegte der Friedhof einen mehr aus der Zahl der geist- und talentvollen Männer, welche die Kunst in Düsseldorf versammelte.*) Und dann gingen die Begleiter heim. Wem mögen nicht ernste Gedanken durch das Haupt gezogen sein? Die Trauer war wol nicht das lebhafteste Gefühl, was sich hier geltend machte, denn jedermann mußte die Erlösung aus einem Zustande, wie er auf Rethel lastete, wie eine Befreiung empfinden. Viel eindringlicher sprach an diesem Grabe das Schicksal eines Genies. Mit Recht sagte Hermann Becker in der „Kölnischen Zeitung": „Selten wol ist ein Talent so früh erkannt worden, wie das Alfred Rethel's von seiner Umgebung erkannt wurde, seltener noch erfüllte ein Talent in so vollem Maße die Hoffnungen, die es erweckt, und wird so spät von dem Publikum, von der Welt, für die es schafft, bemerkt. Erst

---

*) Nachruf von Hermann Becker in der „Kölnischen Zeitung".

in den letzten Jahren hat diese gewaltige Kunstkraft ihre richtige Schätzung in der Kunstwelt erhalten."

Und auch ich kann und darf diese Blätter nicht schließen, bevor ich das Geständniß abgelegt habe, daß ich dem großen Künstlergeiste Alfred Rethel's in dem Aufsatze, den meine „Düsseldorfer Künstler" enthalten, nicht gerecht geworden bin. Wenn ich auch an dem Urtheile festhalten muß, daß sich in vielen seiner Zeichnungen, besonders aus der Zeit, wo wahrscheinlich schon die unheilvolle Krankheit im geheimen heranschlich, gezwungene Züge enthalten, so verdienen seine Fresken in Aachen doch eine viel erhabenere und höhere Würdigung, als ich ihnen in meinem Buche gewidmet habe. Beim Abschluß des besagten Werkes waren mir diese Arbeiten indeß unbekannt, was man mir als Entschuldigung gelten lassen muß, denn ich konnte es damals nicht möglich machen, eine Reise zu diesem Zweck nach Aachen zu unternehmen. Ich siedelte nämlich in jener Zeit nach Köln über, außerdem stand eine Fahrt nach den Alpen und nach Oberitalien bevor. Da hatte ich denn alle Hände voll zu thun. In der Folge aber hörte ich von allen kunstverständigen Freunden, denen ich Unbefangenheit und Gerechtigkeit des Urtheils zutrauen konnte, ein solches Lob über die Malereien im Kaisersaal der Nachbarstadt erheben, daß meine Neugier auf das Aeußerste gespannt wurde. Noch mehr aber wuchs diese Neugier, als auf einmal die Kunde durchs Land ging, daß der aachener Stadtrath auf das Gutachten einer Kunstautorität hin, welche ich lieber ungenannt lasse, die Uebermalung der Arbeiten Rethel's durch den Maler J. Kehren beabsichtige, welcher zur Ausführung der vier fehlenden Bilder gewonnen war.

Es bot sich bald eine passende Gelegenheit. Die Zeitung brachte die Nachricht, daß Frau Adelaide Ristori in Aachen die Medea spielen werde. Der unerhörte Ruhm dieser Künstlerin zog mich mächtig an. Im Januar 1858 fuhr ich auf der Eisenbahn hinüber und hatte einen Genuß in der tragischen Schauspielkunst, an den ich bis an das Ende meines Lebens mit dem größten Entzücken denken werde. Zugleich aber galt mein Besuch in der Nachbarstadt den Fresken meines Jugendfreundes, die mir seinen gewaltigen Geist erst in das rechte Licht stellten. Ich mußte gestehen, daß ich ihm eine solche Kraft und Fülle nicht zugetraut hatte. Je höher meine Bewunderung wuchs, desto mächtiger grollte zugleich die Empörung in mir, daß man daran denken konnte, diese Werke zu überpinseln. Leider stellte sich jetzt wirklich heraus, daß confessionelle Motive im Spiel waren. Die ultramontane Partei ertrug nur mit Widerwillen die Arbeiten eines protestantischen Künstlers. Ich beschloß sofort als Kämpfer für einen Mann aufzutreten, der selbst nicht mehr im Stande war, sich und sein Werk zu vertheidigen. In diesem Sinne schrieb ich Artikel in die augsburger „Allgemeine Zeitung“ und in die „Kölnische Zeitung“. Der letztere (am 30. Mai 1858 erschienen) möge hier der Hauptsache nach einen Platz finden, weil er, wie ich hoffe, nicht allein zum Sieg der guten Sache wesentlich beigetragen hat, sondern auch die Eindrücke schildert, welche damals in der Kaiserstadt so mächtig auf mich einstürmten. Der Artikel lautet: „Für jeden, der die deutsche Sage und Geschichte kennt, liegt ein eigenthümlicher Zauber in dem Worte «Aachen». Hier war der

Lieblingssitz Kaiser Karl's des Großen und der Mittelpunkt jenes gewaltigen Frankenlandes, das nach dem Weltreiche der Römer die erste Rolle spielte und das sich mit seinen Grenzen von der Nordsee bis nach Mittelitalien, von dem Ebro bis an die Donau im Ungarlande dehnte. Von hier aus rüstete der gewaltige Franke seine Heerzüge gegen die Sachsen, Ungarn, Longobarden und Sarazenen, die er sammt und sonders seinem Scepter mit dem Schwerte unterwarf, um ihnen die Wohlthaten einer feinern Gesittung und eines geregelten Rechts zu übermachen. Und dann ruhte er in der anmuthigen Hügelstadt, wo er an den warmen Quellen einen stolzen Palast und einen in unsere Zeiten ragenden Dom baute. Deshalb hat sich denn auch die karolingische Sage vorzugsweise an diesen Ort geknüpft. Wer kennt nicht die reizenden Märchen von Eginhardt und Emma, von dem Zauberring der Fastrade, vom Meister Tancho, von Klein Roland, von Roland's Schildträger, welche von unsern Poeten gefeiert worden sind? Im aachener Dome wurden dann später die meisten deutschen Kaiser gesalbt und gekrönt. «Das ist nun alles längst den Strom hinab», wie der Dichter singt. Die Stadt ist zwar schön, reich, anmuthig, sie bietet von den umgebenden Höhen ein lebensvolles Bild, aber das Leben, das dort herrscht, ist das Leben der Maschinen, der Oefen und der Kamine. Straßen und Plätze haben einen durchaus modernen Anstrich erhalten. Man wird sogar in auffallender Weise an Brüssel erinnert, dessen Architektur ihre Einflüsse bis über die deutschen Grenzen geltend macht. Nur in dem alten Dome, der einst das Gepränge der Kaiserkrönungen sah, und in dem Rathhause, dessen Formen glück-

licherweise wieder in die alten gothischen Verhältnisse eingerenkt werden, flüstern uns die unvergessenen Geschichten verschollener Zeiten durch den Geist.

„Wir laden den Leser zu einer Wanderung in den großen Kaisersaal des Rathhauses ein.“

Nach einer kurzen Geschichte und Schilderung des Rethel'schen Werkes heißt es dann ferner: „Und wie steht es denn mit der Ausführung? Wir halten sie geradezu für die beste, die wir an ähnlichen Werken der neuen Zeit kennen. Der Frescomaler hat, wie dies auch gegenwärtig überall anerkannt wird, eine ganz andere Aufgabe als der Oelmaler. Er muß sich vor allen Dingen der Architektur unterordnen und seine Gebilde nach den Räumen, in welchen sie sich befinden, stimmen. Unruhige, dramatisch wirkende Farben, wie sie der Leinwand zum Schmucke dienen, sind für ihn unzulässig. Es ist seine Aufgabe, seine Gebilde gewissermaßen ruhig und episch zu entfalten. Thun wir beispielsweise einen Blick in die münchener Schule und betrachten die Säle in der Glyptothek, die Cornelius malte, so ist hier gegenüber den farbigen Arbeiten der neuen Pinakothek und des Domes zu Speier das rechte Maß getroffen. In ähnlicher Weise hat Rethel es verstanden, jede Unruhe zu vermeiden. Nirgendwo trifft das Auge auf schreiende Gegensätze. Ueberall findet sich im Einzelnen die richtige Abtonung. Wie prächtig ist die gedämpfte Waldeinsamkeit im deutschen Forste! Wie weißglänzend leuchtet der südliche Himmel über der spanischen Schlacht! Wie würdig ernst ist das Colorit auf dem Einzuge in Pavia! Wie dumpf und schwül liegt die Atmosphäre auf der Kaisergruft! Hat nun jedes Bild eine individuelle

Färbung, die durchaus zu der Scene paßt, so fühlt man sich doch auch in der ganzen Atmosphäre der aneinander gereihten Bilder durchaus wohl. Trotz der verschiedenen dramatischen Vorgänge weht allerwärts eine harmonische, gewissermaßen epische Stimmung. Nicht minder vortrefflich ist die kräftige Zeichnung und die herrliche Charakteristik der Gestalten. Sicherlich darf man Rethel nicht zu den großen Coloristen in Oel rechnen. Wir wüßten aber niemanden, der es ihm auf dem Felde der monumentalen Frescomalerei zuvorthäte.

„Bis hierher und nicht weiter! Die ruhmreiche Thätigkeit des jungen Meisters ist leider inmitten der Ausführung seiner herrlichen Compositionen unterbrochen worden. Vor einigen Jahren wurde Rethel nämlich von einer unheilbaren Gehirnkrankheit befallen, welche seinen großen schönen Künstlergeist mit ewigem Dunkel umhüllt hat. So lebt er nicht mehr, sondern vegetirt nur zu Düsseldorf in der treuen Pflege trefflicher Verwandten. Unter diesen Umständen mußte nun die Ausmalung der noch übrigen vier Zeichnungen, nämlich die Taufe des Wittekind, die Krönung Karl's in Rom, der Bau des aachener Münsters und die Krönung seines Sohnes in Aachen, andern Händen anvertraut werden. Man ist denn auch so glücklich gewesen, in dem düsseldorfer Historienmaler Joseph Kehren einen geschickten Künstler zu finden, der sich mit eingehender Liebe und treuem Fleiß an die Fortführung der Arbeit begeben hat. Je mehr wir von der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens überzeugt sind, desto höher müssen wir die Hingebung Kehren's, der selbst ein nicht unbedeutendes Talent bei eigenen Werken an den Tag gelegt hat, an-

erkennen. Er hat sich alle Mühe gegeben, den Intentionen seines Vorgängers zu folgen."

Nachdem ich nun den Unterschied der Arbeiten Rethel's und Kehren's beleuchtet, fahre ich fort, die Uebermalung der Rethel'schen Fresken durch Kehren, welche der aachener Stadtrath beabsichtigte, zu besprechen: „Man würde fast dasselbe thun, was man that, als man Rafael's Bilder durch unberufene Hände überarbeiten ließ, oder um das Beispiel recht aus der Nähe zu greifen, als man die Gothik des aachener Rathhauses mit Rococo überklebte. Warum blieb denn der Zopf an dieser Façade nicht bestehen? Wir wollen sogar den Fall setzen, daß Rethel's Wandmalereien nicht so gelungen wären, wie sie es in jeder Beziehung sind, müßte man es nicht eine That der trostlosesten Impietät heißen, sein Werk gleich nach seinem geistigen Tode in andere Hände zu geben? Der arme Künstler kann sich nicht wehren! Wohl, wir wehren uns für ihn und leben der festen Ueberzeugung, daß die wahren Kunstverständigen auf unsere Seite treten, wie wir denn auch schon von den verschiedensten Künstlern aus allen Gegenden des Vaterlandes, die in der letzten Zeit Aachen besucht haben, dieselbe Meinung aussprechen hörten. Schließlich haben wir aber auch die gute Meinung von Herrn Kehren, daß er sich nie und nimmer herbeilassen werde, die Rethel'schen Fresken, die er heilig halten muß, zu einer Ueberarbeitung, welche es auch sei, anzutasten. Rethel ist nach Cornelius der erste monumentale Maler Deutschlands. Wenn man dies jetzt noch nicht weiß, so wird man es doch sehr bald einsehen. Der Ruf manches Künstlers steht mit seinen Leistungen nicht im Einklange. Ueber den Maler von

Aachen werden noch manchem die Augen aufgehen. Möchten seine Landsleute nicht mit Blindheit geschlagen sein! Wir protestiren gegen jede Veränderung dieser Bilder im Namen der wahren und echten Kunst, denn sie wäre eine Barbarei!“

Es sei mir zu bemerken erlaubt, daß diese Worte längst vor der großen münchener Kunstausstellung geschrieben sind, auf welcher Rethel zuerst seine allgemeine Würdigung erhielt, die sich seitdem überall in der lebhaftesten Weise ausgesprochen hat. Was die Presse angeht so glaube ich überhaupt, daß sein Talent hier am Rhein die lebhafteste Anerkennung gefunden hat. Wenigstens erinnere ich mich nicht, daß er von Dresden aus öffentlich mit besonderm Ruhm genannt worden ist. Vielleicht enthält mein Aufsatz in den „Düsseldorfer Künstlern“ sogar das wärmste Lob in der verhältnißmäßig frühesten Zeit. Damals kannte ich übrigens auch nicht alle jene Werke, die später entstanden sind. Je mehr ich sah, je mehr wuchs meine Bewunderung.

Ich bin hier am Schluß meiner Mittheilungen angelangt. Des Dankes der Kunsthistoriker glaube ich sicher zu sein, indem ich die zerstreuten Thatsachen aus dem Leben eines deutschen Malers, der seine Tage an vielen verschiedenen Orten verbrachte, soviel es mir möglich war, mit Fleiß und gewissenhafter Sorge in Aachen, Düsseldorf, Frankfurt und Dresden, welche Stadt ich zu diesem Zweck besuchte, gesammelt habe, zumal da auf diesem Gebiet neuerdings vieles versäumt worden ist, weshalb denn bei manchen bedeutenden Persönlichkeiten der Stoff zu künftigen Biographien größtentheils mangelt. Ich hoffe indeß, daß das Künstlerbild meines armen unglücklichen Freundes mir nicht ganz mis-

lungen ist. Freilich sprechen bei dem bildenden Künstler hauptsächlich die Werke. In vielen Fällen ist es aber nicht leicht, dieselben objectiv zu charakterisiren. Bei Rethel mindert sich vielleicht die Schwierigkeit, weil er in seinen Arbeiten so überaus klar in Gedanken und Darstellungen auftritt. Man braucht meistentheils den Inhalt nur mit kurzen Zügen anzugeben, um sich von der Originalität seiner Werke zu überzeugen, in deren Behandlung er stets ganz einzig dasteht.

Und so scheint sich mir nach meinen Untersuchungen das Ergebniß festzustellen, daß Rethel auf dem Gebiet der Kunst der größte geschichtliche Maler unserer Zeit gewesen ist. Ich will mit diesem Urtheile übrigens Peter von Cornelius und Friedrich Overbeck, sowie Karl Friedrich Lessing, Wilhelm von Kaulbach und Moritz von Schwind nicht entgegentreten. Cornelius steht sogar an allgewaltiger poetischer Kraft über ihm. Ich halte ihn, wie dies auch schon früher bemerkt worden ist, für den größten Darsteller germanischer, hellenischer und christlicher Mythen. Auf dem biblischen Gebiet ist dann ferner Overbeck von keinem Zeitgenossen übertroffen worden. Im deutschen Märchen und jener Phantastik, die in demselben wurzelt, stehen Schwind, und im Fache der Satire Wilhelm von Kaulbach als die ersten Meister, während im mittelalterlichen Genre und der Stimmungslandschaft keiner über Lessing emporragt. Dagegen hat sich Rethel am besten auf thatsächliche wirkliche Geschichte verstanden. Sehen wir von all seinen einzelnen Werken ab und lenken unsere Betrachtung nur auf seine encyklischen Arbeiten, die uns in der ersten Jugend schon die Bonifaciusbilder, in seiner Manneskraft die karo-

lingischen Gemälde sowie den Hannibalzug, und zum Schluß seiner Laufbahn die Darstellungen aus dem Leben Alfred's des Großen vorführen, so haben wir Gebilde von dem mächtigsten Umfange und der umfassendsten Gedankenfülle vor den Augen. Ist er aber hier mit manchen der hervorragendsten Gestalten der Weltgeschichte beschäftigt, so erfindet er sich bei diesen ernsten und hohen Bestrebungen zugleich einen durchaus eigenartigen ursprünglichen Stil. Er trifft in der Wahl des darzustellenden Moments stets den Nagel auf den Kopf. Nie zu viel und nie zu wenig gebend, hält er mit den Personen, die er verwendet, immer das rechte Maß. Sein Gebilde liefert in allen Fällen eine in sich abgeschlossene dramatische That. Wie herrlich, kräftig, gesund sind die Gestalten, die ihm dienen! Wie rein, edel, untadelhaft sind die Linien in seinen Umrissen! Wie unmittelbar ursprünglich drückt er sich überall aus! Höchste Ideen in realistischer Darstellung! Richtige Durchdringung von Geist und Materie! Und er ist der größte geschichtliche Maler zu einer Zeit, die in der Geschichtschreibung sowie in der dichterischen Bearbeitung der Thaten der Völker und Menschen keineswegs groß genannt werden kann. Was uns aber noch ferner überrascht, das ist die urecht deutsche Art, die bei ihm hervortritt wie bei keinem andern Maler unserer Zeit. Ein volles deutsches Herz pocht aus diesen Arbeiten, das niemals die geringste Concession an fremdländisches Wesen gemacht hat. Wir nennen ihn mit Stolz wie auch Cornelius einen rheinfränkischen Künstler. Beide legen einen hellen Beweis ab, wie tief am Rhein deutsches Wesen wurzelt, trotz allem, was man anderwärts gefaselt hat. — Und was hätte dieser

Mann noch leisten können, wäre nicht sein Geist zu früh von unheilbarem Siechthum verdunkelt worden. Die Künstler, welche ich mit ihm in eine Parallele stellte, sind alle ungleich älter und erfreuen sich der besten Gesundheit. Cornelius zählt jetzt dreiundsiebzig, Overbeck einundsiebzig, Schwind sechsundfünfzig, Kaulbach fünfundfünfzig und Lessing zweiundfünfzig Jahre. Rethel aber ist schon als Fünfunddreißiger der Kunst abgestorben. Welcher tiefe Schmerz erfaßt uns bei einem solchen Verlust!

Zum Schluß sage ich Frau Marie Rethel, der Gattin, — Herrn Otto Rethel, dem Bruder, — Herrn Professor August Grahl, dem Schwiegervater des Künstlers, — Herrn Professor Hermann Hettner, dem Schwager, — und Herrn Joseph Kehren, sowie den andern Bekannten, die mich bei Abfassung dieser Blätter durch ihre Mittheilungen trefflich unterstützt haben, meinen besten Dank, indem ich zugleich hinzufüge, daß es mir die größte Freude gewährt hat, dem unglücklichen Freunde dieses schlichte Denkmal zu setzen. Ein besseres Andenken werden ihm außer den bereits bekannten Werken seine Arbeiten sichern, von denen die besten Zeichnungen augenblicklich in trefflichen Photographien durch die Angehörigen veröffentlicht werden.

Köln, an Rethel's Todestag, 1860.

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bibliothek

Bibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller von Königswinter, Wolfgang,

Alfred Rethel Blätter der Erinnerung

Leipzig 1861

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.552(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721826-6